Germanistik

Geschichts- und Reichsbetrachtung in der Epik des 12. Jahrhunderts

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der Philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn

Von

Ernst Klassen

1938

Druckerei und Verlag wissenschaftl. Werke Konrad Triltsch, Würzburg

Berichterstatter: Professor Dr. Naumann.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Vorliegende Arbeit erscheint gleichzeitig als Heft 4 in der Schriftenreihe, Bonner Beiträge zur Deutschen Philologie
im Konrad Triltsch-Verlag, Würzburg.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel: **Quellen und Betrachtungsweisen der mittelalterlichen Geschichte** . 1

Allgemeine Bemerkungen — Formen der Darstellung — Das Verhältnis zur Quelle — Wahrheit und Nutzen der Geschichte — Gradualismus — Heilsgeschichte — Einfluß der mönchischen Stimmungen — Die Lehre von den zwei Reichen — Vorsekung und Freiheit — Translationstheorie: kaiserliche Betrachtung.

II. Kapitel: **Die Betrachtung und Darstellung der Geschichte** 10

Geschichte im Mittelalter — Geschichte als Reichsbetrachtung — Bemerkungen zur „Kaiserchronik" — Wesen und Aufgabe der „Kaiserchronik" — Die Darstellung in der „Kaiserchronik": von Cäsar bis Konstantin — Von Konstantin bis Karl den Großen — Von Karl dem Großen bis Konrad III. — Weltgeschichtliche Figuren: Alexander, Cäsar, Augustus, Karl der Große — Deutsche Geschichte als Auseinandersetzung zwischen Reich und Stamm, Kaiser und Vasallen — Vasallen im „Rolandslied" und im „Rother" — In der „Kaiserchronik" — Herzog Ernst, das klassische Empörerepos.

III. Kapitel: **Die Wirkung der Kreuzzüge und des Rittertums auf die Geschichtsgrundlage der Epik** 24

Die neue Spannung — Kreuzpredigt — Verachtung der Heiden — Ihre Religion 44 — Ihre Lebensweise — Ihre Kriegs- und Staatsmaschinerie — Kreuzzugssituationen der Zeit — Bericht vom ersten Kreuzzug in der „Kaiserchronik" — Historische Kreuzzugereignisse im Hintergrund der Epen — Berührung mit den Heiden — Entstehung der Toleranz — Das Rittertum als auserwählte Schicht — Vergleich mit den Griechen — Verwandtschaft mit den Trojanern — Translation: Cäsar als Mittelglied in dieser Kette — Geschichte des Rittertums: Verhältnis des „Cligés" zum „Moriz von Craun" — Möglichkeit einer Geschichte des Rittertums durch die Staufer — Friedrich Barbarossas Rede an die Römer.

IV. Kapitel: **Das Reich und seine Institution** 37

Das Reich als unleugbare Existenz — Regnum Teutonicum und Imperium Romanum — Aufgabe und Sendung des Kaisers — Dynastie und Nachfolge — Wahl, Krönung und erste Betätigung des Königs — Der Hof des Königs — Hof- und Reichstag — Das Reich als Lehnshierarchie — Gefahren derselben — Kaiserrecht und römisches Recht — Romzug und Kaiserkrönung.

V. Kapitel: **Das staufische Reich in Geschichte und Dichtung** 46

Eigenwertigkeit des staufischen Raumes — Weltwerdung — Deutsches Land — Staufisches Herrschertum — Unvergleichbarkeit des Kaisers — Machtstellung der Staufer — Verschmelzung von Sage und Dichtung — Der staufische Hof — Das Mainzer Hoffest — „Willehalm" als Reichsdichtung — Gralskaisertum — Tristan als staufischer Jüngling — Die Formel vom römischen Reich — Ausweitung des deutschen Geistes.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554806_0074

I. Kapitel:

Quellen und Betrachtungsweisen der mittelalterlichen Geschichte.

Bei der Betrachtung geschichtlicher Auffassungen und Darstellungen in der mittelhochdeutschen Epik, wie sie hier versucht werden soll, darf man von vornherein nicht dem Mißverständnis verfallen, als handle es sich hier um einen gewaltsamen Eingriff in das dichterische Werk. Geschichte und Dichtung haben ihre gesonderten Bezirke, ihre eigenwüchsigen Gesetze und Mittel und wehren jeden Versuch ab, das Dichterische durch das Geschichtliche und das Geschichtliche durch das Dichterische zu sprengen. Allein es ist auch andererseits nicht zu zweifeln, daß die historische Luft in Hintergrund, Stimmung und Zustand eines Werkes ihren Niederschlag findet, und sie herauszuschälen ist durchaus möglich — salvo jure poetae. Es heißt das also nicht, in den Epen — paradox genug — historische Kunstwerke zu sehen oder gar den Maßstab des Historikers anzulegen. Einfach und selbstgenügsam sollen diese geschichtlichen Anschauungen in ihrer poetischen Eigenwertigkeit hingestellt werden. Dabei besteht noch ein besonderes Recht, die historischen Berichte als Vergleichsmomente heranzuziehen, und dieses Recht leitet sich aus der Geschichtsschreibung des Mittelalters selbst her. Baesecke betont einmal [1]: „Die Germanen besaßen eben keine andre Geschichtsüberlieferung als die poetische." In den Heldenliedern also lebte die Geschichte des Volkes fort, sie blieben die wesentlichste Form der Fortpflanzung geschichtlicher Traditionen. Umgekehrt aber war auch die Historie im Mittelalter durchaus sagenhaft und dichterisch, selbst noch in der feinsten Ausbildung. Denn was dort germanischer Instinkt war, wurde hier durch gelehrte Übung bestimmt. Geschichte gehörte zu keiner Disziplin, sie war Bestandteil der Fabel. Wie die Heldenlieder und Epen historische Stoffe und Zustände mythisierten, so haben etwa Cassiodor, Gregor von Tours, Paulus Diakonus die heldische Tat historisiert, die kirchlichen Schriftsteller die Entwicklung des Christentums legendarisch umhüllt, oder Odericus Vitalis und Gottfried von Monmouth die normannische, französische und englische Geschichte episch ausgestaltet. Dieses innige Verhältnis, diese gegenseitige Durchdringung ist es, was man bei jeder Untersuchung beachten muß.

Zunächst seien ganz allgemeine Gesichtspunkte herausgestellt. Die Dichter bezeichnen ihr Werk als „liet", „rede", „buoch", „chronicâ". Die Auffassung und Darstellung der Geschichte zeigt sich in verschiedenen Formen: als Geschichtsbuch (Kaiserchronik), als Umstilisierung historischer Gestalten wie Alexander (Alexanderlied), Roger II (Rother), Herzog Ernst oder Heinrich der Löwe (Herzog Ernst), Wilhelm von Aquitanien (Willehalm), Hugo II. Puiset (Graf Rudolf), als Bekräftigung und Legitimation (Moriz von Craun

[1]) Münch. Oswald 300.

1 ff.), als Historisierung legendarischer Darstellung (Servatius, Orendel, Oswald, Salman), als poetischer Vergleich und als Wiedergabe von Berichten mitten im Epos, wie die Anführung des Mainzer Hoffestes (Eneide 13221 ff.), der Kaiserkrönung Ottos IV. und der Niederlage Welfs in Tübingen (Will. 393, 30 f.; 381, 26 f.) oder als Beifügung chronikalischer Notizen (Eracl. 356 ff.; 5283; 5309; 5323; 5343; Roth. 5191 ff.; Ovid 36, 1 ff.; Eneide 13381 ff.). Erwähnt werden auch die deutschen Heldensagen [2]): Alex. 1830 f.; Kchr. 13839 ff.; Rol. 1178; Salm. 155, 3; Eneide 5726 f.; Parz. 420, 23 ff.; Will. 384, 20; 439, 16.

Ähnlich wie in der Geschichtsschreibung stehen dem Dichter die Autoritäten als unbedingte Beweiskraft voran. Die Berufungen auf sie sind nicht nur ein Gebot der höfischen Sittlichkeit, sondern auch Ausdruck der gesamten mittelalterlichen Weltanschauung vom Wesen der Wissenschaft überhaupt als Bestätigung traditionell überlieferter Ansichten [3]). Darum wird auch die Quelle angegeben, die meist französischer Herkunft ist: Alex. 13; Rol. 16; Salm. 19, 1; Troj. 47; Eracl. 140; Moriz 6; Parz. 416, 25; Will. 3, 11; Erek 4629. Allerdings stimmen diese Zitierungen nicht immer. Wenn Wolfram im „Willehalm" Chrestiens von Troyes nennt und eine unwahre Behauptung jenes Meisters zurückweist, die er in der „Bataille d'Aliscans" gemacht habe, so ist das verwunderlich genug, da Chrestien nie einen solchen Stoff behandelt hat (Will. 125, 10). Zuweilen erwähnen die Dichter auch lateinische Autoren: Ovid (Ovid Prol. 55), Lukan (Erek 5218), Vergil (Eneide 42), Josephus Historiographus (Kchr. 8694), Dares (Troj. 53) oder berufen sich allgemein auf eine „kronicâ" (Eracl. 4434), „aventiure" (Erek 744 u. a.), „sage" (Salm. 146, 2) oder „istorje" (Trist. 5880), an die sie sich genauer halten wollen (Eneide 13520), und Wolfram tadelt mit scharfen Worten jene, die von ihrer Quelle abweichen und falsche Dinge berichten (Parz. 338, 15 f.). Voll Stolz und nicht selten mit leerer Überheblichkeit sprechen sie von ihrer Bildung und Gelehrsamkeit (Eracl. 110 ff.; 136; Kchr. 6 ff.; Troj. 3122; Armer Heinrich 1 ff.), pochen auf ihre Kunst und auf ihr Wahrheitsstreben im Gegensatz zu der ungebildeten, unverständigen Masse und den rohen Bauern, die alles verdrehen, für Lüge halten und es nicht glauben wollen (Roth. 4859 ff.; Ernst 8 ff.; Troj. 1 ff.). Ihnen geht es um die Wahrheit, wie sie vorgeben, und klingt es auch noch so verwunderlich (Eracl. 109 f.; „diz maere ist wâr, doch wunderlîch": Will. 5, 15). Für diese Wahrheit setzt sogar Wolfram sein Ritterwort ein (Parz. 15, 10). Gerade Wolfram scheint den Weg der Wahrheit nicht kritiklos beschritten zu haben, indem er bei der Gralserzählung an Stelle Chrestiens von Troyes den bis jetzt noch nicht auffindbaren Kyot setzte (431, 2; 776, 10; 805, 10), obwohl er nach ihm „wol bekant" war (Parz. 453, 11). Dieser habe, meint Wolfram, die Mär in einem Heidenbuch gefunden und sie ins Französische übersetzt (416 20 ff.); denn Kyot habe die Sache genau erforscht und er sei der Spur des Grals auf den Grund gegangen, bis er die wahre Kunde davon herausbekam (453, 5 ff.). Ihm sei darum zu glauben, nicht dem Meister von Troyes, der der Märe unrecht getan habe (827, 1 ff.). Damit war eine Quellenfrage aufgeworfen, die nicht ohne Nachhall blieb, wie wir es aus den

[2]) Vgl. Grimm, Die deutsche Heldensage. Bln. 1867. S. 36 ff. Schröder Z. f. d. A. 27, S. 71.
[3]) Vgl. zu folgendem: J. Schwietering, Die Demutsformel mittelhochdeutscher Dichter (= Abhdl. der königl. Ges. der Wiss. zu Göttingen. N. F. Bd. 17, 3. Bln. 1921). S. 80 ff. Ferner: Fr. Wilhelm, Antike und Mittelalter. B. P. P. 33 (1908), S. 286 f.; Schneider 225 f.

Worten des „Willehalm" herauszuspüren vermögen (Will. 4, 23), und unter seinen Angreifern war auch Gottfried, der an die Worte Wolframs (Parz. 338, 17) anknüpfend, ihn der dunklen und verworrenen Geschichten zeiht (Trist. 4665 ff.). Wahrscheinlich bezogen sich diese Anspielungen auf Wolframs Verhältnis zu Kyot. Wie der Dichter des „Parzival", hat auch Gottfried an der Überlieferung seines Werkes Kritik geübt. Er bemerkt nämlich, viele hätten nicht das Richtige über Tristan gelesen, so wie es der Meister Thomas von der Bretagne vorgebracht habe. Ja, er habe selbst noch lateinische und französische Bücher verglichen, um zur Wahrheit zu kommen (Trist. 155 f.). So haben sich alle Dichter daher gegen jede Lügenerzählung gewandt, wie sie im Umlauf seien (Alex. 83; Kchr. 27 ff.; Roth. 4792; vgl. 14187), und betonen demgegenüber ihre Arbeit, die nichts verschwiegen, nichts hinzugetan und nichts gefälscht habe (Rol. 1 ff.; 9084; Serv. II, 2924 ff.; Will. 5, 11). Sie geben sich damit gleichsam den Anstrich, als schrieben sie Geschichte, als seien sie Historiker. So stellt der Dichter des „Rother" sein Werk als historische Wahrheit hin, gegenüber anderen Lügenerzählungen, mit der ausgesprochenen Tendenz, geschichtlich zu sein, und unterscheidet zwischen der Auffassung des Historiographen, der ein Buch schreibt mit glaubwürdigen Tatsachen, und einem Poeten, dessen „liet von lugenen" ist, und darum Wahres und Falsches vermischt (3490 ff.; 4792 ff.). So sind auch für Albrecht von Halberstadt die heidnischen Göttererzählungen des Ovid trotz allem Wahren, was sie vielleicht enthalten, nichts anderes als eine Fabel, eine „fictio", jedoch keine „res gestae" im Sinne des Dichters [4]). Die Ironie und Kritik, die er an den ganzen Berichten übt (36, 43 f.), veranlassen ihn nicht etwa, seine Übertragung zu ändern; sie ist im Gegenteil vielleicht die strengste im mittelalterlichen Sinne geworden.

Trotz allen diesen stereotypen Versicherungen formelhafter Art blieb es bei der ungezwungenen und freien Behandlung des Stoffes. Kritik war das alles nicht, wenigstens nicht im modernen Sinne, höchstens, daß damit schickliche und brauchbare Fassungen herausgeschält wurden. Wolfram und Gottfried jedoch zeigen darüber hinaus noch das Wesen epischer Arbeit: Auswahl und Sichtung der vorhandenen Erzählungen und ihre Komposition im Rahmen des Ganzen. Darum ging es hier, nicht um die Wahrheit, wobei nicht geleugnet werden kann, daß hinter all den Berufungen, Beteuerungen und Räsonnements der Wille zur historischen Kritik an der Überlieferung steht [5]). Auswahl und Sichtung bleibt das Wesentliche dabei. Es mußte dem Geschmack, der Schicklichkeit und der Kultur der Zeit angepaßt sein, da es einen lehrhaften, religiösen und moralischen Zweck in den Formen des Jahrhunderts verfolgte. Der Nutzen der Historie für das Leben wurde mit Nachdruck am Anfang oder Ende des Werkes hervorgehoben. Die Ereignisse und Gestalten sollten dem Leser als „saelic bilde" (Gregor 3984), als „pilede" (Kchr. 5679 f.; 6083 f.) vorschweben, das Andenken und den Ruhm ritterlich großer Menschen wachhalten (Ernst 6 ff.; Trist. 1 ff.; 169 f.) oder die eigene Treue sich und anderen gegenüber stärken, das Urteil, die Gerechtigkeit und Beständigkeit im Handeln und Denken wecken, vor Gefahren der Überheblichkeit schützen, unsere Kenntnisse bereichern, unsere Ehre mehren und in allen des ewigen Lebens eingedenk sein (Parz. 2, 9 ff.; Alex 7285; Troj. 3975; Kchr.

[4]) Ehrismann II, 1. S. 302; II, 2. S. 111.
[5]) Hinter der „Demutsformel" steckt ja oft genug eine gewisse Eitelkeit auf die Kenntnis der Quelle überhaupt.

13; Rol. 9091; Serv. 2941). Die moralische Tendenz des Epos ist jedoch nur die Umrahmung für die eigentliche Größe des Geschehens selbst. Erst sie kann das Wesen und die Auffassung geschichtlichen Denkens aufdecken, Bilder und Entwicklungen verdeutlichen, wie sie sich in jener Zeit der Mitte offenbarten.

Dem Mittelalter bot sich die Welt in einem großartigen Stufensystem dar[6]). Abgesehen von den christlichen Lehrmeinungen der Theologen war hierin gerade der Einfluß der Antike spürbar. Schon Augustin hat im Anschluß an Platons Timaios die wohlgeordnete Schönheit und Harmonie der Welt gepriesen[7]), und von hier aus fand das Bild seinen Eingang in das christliche Abendland und wurde von allen — oft hymnisch — ergriffen, die „gelouphaften sin" trugen (Will. 1, 25). Gott ist der Schöpfer aller Dinge (Rol. 1), „anegenge und ende" (Kchr. 2946), Erzeuger jeglicher Kreatur, der Luft, Wasser, Feuer, Erde und alles Lebendige schuf, den Tag und die Nacht schied, den Nordpol erfand, den Planeten und allen Sternen Lauf und geordnete Bewegung, der Sonne strahlende Wärme, den Steinen Kraft, der Wurzel Wasser, dem Brunnen Ursprung gab. Seine Wage ist gerecht, sein Werk ist eben und beständig und darum unvergänglich: kurz, ein großartiger Ordo, über dem der göttliche Werker beseligend schwebt: der Altissimus, adlig über alle Adligkeit, Kaiser aller Könige, Himmelskaiser, dem die ganze Hierarchie von den Engeln bis zu den leblosen Dingen herunter dienstbar ist (Will. 1, 1 ff.; 215, 19 ff.; Roth. 4411; Ovid I, 1 ff.; Rol. 1 ff.). Dieser von Gott so fest gefügte Ordo, dem sich selbst die Wunder einfügen (Eracl. 94 ff.), duldet keine Umkehrung und kein Un- oder Übermaß, da alles seinen Wert und seine Stufe darin hat. Selbst dem Herrscher ist es verwehrt, diese Grenze zu sprengen, und es gehört zu der hierarschischen Gliederung, daß auch er schuldig werden kann (Rol. 2994 f.; 3048 f.). Der Übermut, der den Regenten stets bedroht, wird scharf verurteilt; das ist ja die Sünde des Luzifer, wodurch er sein Lichtreich verwirkt hat (Roth. 4450; 4551). Denn:

got der gildit harde vil.
swenne sich der mensch o v i r wil,
sô tût her unrehte (Roth. 4474),

und dies ist auch der Tenor, mit dem das „Alexanderlied" ausklingt (7285 f.). Aber nicht nur die religiösen, sondern auch die sozialen und staatlichen Lebenszustände sind in den Kosmos unumstößlich eingewoben. Als Eraclius ein armes Kind entdeckt, das er zur Kaiserin machen will, wehrt ihm die Mutter das Vorhaben mit der Bemerkung ab, was dem Kind von Gott geordnet sei, das soll ihm auch werden (2241 f.)[8]). Dieses ganze Verhältnis des

[6]) Darüber: G. Müller, Gradualismus. Dt. Vj. f. Lit. u. Geistesw. 2 (1924), S. 681 ff.

[7]) Augustinus, De civitate Dei XI, c. 10. 11. ff.

[8]) Vgl. die soziale Einordnung in einem Briefe der Hildegard von Bingen: M. P. L. 197, 336: Auf Anfrage einer Andernacher Äbtissin, warum sie nur Edelgeborene in ihr Kloster aufnehme, während doch Christus Arme und Fischer zu sich gerufen habe, antwortete Hildegard: „Gott achtet bei jedem Menschen darauf, daß sich der niedere Stand nicht über den höheren erhebe, wie es einst Satan und der erste Mensch getan, die über ihren Stand hinausfliegen wollten. Und wer steckt all sein Viehzeug zusammen in e i n e n Stall? Rinder, Esel, Schafe, Böcke? Das käme alles übel durcheinander! So ist auch darauf zu achten, daß nicht alles Volk in eine Herde zusammengeworfen werde... Es würde sonst eine böse Sittenverwilderung einreißen, da man sich in gegenseitigem Hasse zerfleischen würde, wenn der höhere Stand zum niedrigen herabgewürdigt und dieser zum höheren

Schöpfergottes zu seinem runden Werk hat bei Albrecht von Halberstadt, der ja die christliche Schöpfungsgeschichte dem antiken Mythos des Ovid, echt mittelalterlich, vergleichen konnte, seinen klassischen Ausdruck gefunden:

daz ieslîchez sînen grât
nâch gotes ordenunge hât. (4)

Das gradualistische System ist zwar für das Verständnis des mittelalterlichen Geschichtsdenkens durchaus notwendig, erklärt jedoch noch keineswegs das historische Geschehen selbst. Dieses erfordert Entwicklung und Werden. Hier bot der Ursprung des Christentums selbst den Angelpunkt der Heilswerdung und die damit verbundene Heilsverwirklichung. Das war der Beginn der christlichen Betrachtung, und von hier aus mußte das von den Griechen und Römern überkommene Geschichtsbild umgewertet und neu gesehen werden. Die Stunde, da das Heil in der Welt erschien, wird daher mit besonderem Augenmerk betrachtet. Sie ist überall der Wendepunkt, der Beginn des „novum aevum", und sie wird gerade jetzt im 12. Jahrh. vom Symbolismus stärker in den Weltgang eingeschaltet als bei Augustin. Nicht mehr der Stamm, der Staat oder die Polis steht im Mittelpunkt, sondern ein geistiger Wert, und die Perioden sind Etappen der Heilsgeschichte [9]). So beginnt mit Christus erst das wahre Zeitalter (Ovid, Prol. 75; Troj. 15; Kchr. 43 ff.; Eneide 13412), vor ihm lebten die Völker in dunkler Nacht, schufen sich Götter aus Stein und Bildern und verehrten Brunnen und Wälder (Ovid Prol. 1 ff.; Kchr. 43 ff.), hatten seltenen Glauben und seltene Sitten (Troj. 3497 ff.), bis dann Christus kam und dem ganzen gespenstigen Spuk ein Ende bereitete (Ovid 36, 45 ff.). Damit wurde die Geschichte, auch die Antike, in echter theologischer Sehweise als eine große Allegorie der Heilsverwirklichung betrachtet (Troj. 68 ff.; Eracl. 148 ff.), und selbst Cassandra wird wie eine jener zahlreichen Sibyllen gesehen, die Christi Wirken vorausgesagt hat, seine Wunder, seine Gottheit, seine Menschheit und seinen Tod (Troj. 1694 ff.). Als solche Heilswerdung, als Geschichtswerdung ist auch die Simon-Magus-Legende in das große Werk der „Kaiserchronik" eingebaut (2061 ff.).

Aber noch andere Strömungen bedingten das Geschichtsbild. Neben dem Heils- und Erlösungsvorgang durch die Kirche und ihre offiziellen Träger traten stets gewichtige und oft sie überragende Institutionen: die Orden und Klöster. Das war im ganzen Mittelalter so. Doch nie war der Einbruch mönchischer Elemente gewaltiger und nachhaltiger als um die Jahrhundertwende, um 1100. Die Tendenzen, von großen Predigern und Reformatoren getragen, drangen in alle Adern des geistigen Lebens und bestimmten auch das Geschichtsdenken. Neben der Vormacht kluniazensischer Ideen war es vor allem die Zerrüttung des Reiches, und damit des Abendlandes, nach dem Investiturkampf und die große Spaltung des Papsttums am Anfang des 12. Jahrh.. Alles erweckte den Eindruck, als sei die Zeit „aus den Fugen" [10]). So erwartete Otto

aufsteigen würde. Gott teilt sein Volk auf Erden in verschiedene Stände, wie die Engel im Himmel in verschiedene Gruppen geordnet sind, in die einfachen Engel und die Erzengel ... die Cherubim und Seraphim, und Gott liebt sie alle." Dazu stimmt die geradezu sophistische Begründung für den Unterschied von Arm und Reich bei Thomasin 11512: Gott würde zwar die Armen reich machen; aber wenn alle Beutel voll wären, wie sollte man da die Milde erzeigen. Was wäre die Milde, wenn es keine Armen gäbe.

[9]) Spörl, 19.

[10]) Schneider, 122 ff.

von Freising alles Heil von den neugegründeten Orden der Zisterzienser, Prämonstratenser und Kamaldolenser, und wie er, standen alle stark unter dem Eindruck des Wandels aller Dinge, des Wechsels allen Geschehens, und diese pessimistische Dynamik des Weltlaufes fand ihren Niederschlag auch in den Dichtungen dieser Zeit. Im „Rolandslied" sind an einer Stelle hintereinander Ausdrücke der Regel des hl. Benedikt verwoben (214—222): „stâtiger muot", „zuht mit guote", „theumuote", „got untertân", „meisterscefte untertân" und als Ziel: die Vollkommenheit. Dahin gehören auch die 7 Tageszeiten (261). Die klösterliche Lebensführung war begehrenswert. Was man von König Alfons VI. von Spanien erzählte, er habe selbst den Vorsatz einmal gehegt, in Cluny einzutreten [11]), das hat Rother — allerdings als Einsiedler — getan: er „clûsete" sich (5189), um Gottes Gnade inne zu werden aus der Erkenntnis heraus, daß aller Reichtum nichts sei, weil er von jedem übertroffen werden könne. Er solle doch der armen Seele Hilfe spenden und jenes Leben verlassen, das doch keine Stetigkeit und Sicherheit in sich berge, bemerkt Berchter (5160), und so hat auch Lothar I. nach der Erzählung der „Kaiserchronik" geendet (15313) — eine Wendung, die im Mittelalter nicht überraschend ist. Selbst Ritter wenden sich nach tatenreichem Leben dem Ideal der klösterlichen oder einsiedlerischen Beschauung zu, wie Trevrizent, Willehalm oder Walewan [12]). Das „münichen" (Roth. 5173; Kchr. 12785) als „der Seele Leben, des Fleisches Tod" (Eracl. 849) leuchtet oft aus dem glänzenden Bericht hervor und ist der Ausdruck der Erkenntnis über die Wandelbarkeit der Dinge und des Geschehens. Das ist der Aspekt, unter dem man Alexanders Taten und Wirken betrachtete. Dazu bot er ein glänzendes Beispiel. Schon Augustinus verweilt bei der Betrachtung Alexanders in diesem Sinne [13]), und Otto von Freising leitet daraus seine klassische Schlußfolgerung von der Nichtigkeit der Dinge ab: „cadimus cum cadente, labimur cum labente, volvimur cum volente, postremo perimus cum perente" [14]). So ist das „Alexanderlied" von den gleichen Stimmungen beherrscht. Die glänzenden Taten und wunderlichen Dinge werden widerspruchsvoll genug in den traditionellen Rahmen der Weltentsagung gestellt. An ihm offenbart sich das salomonische „vanitas vanitatum", sein unersättlicher Erobererdrang findet an den Pforten des Paradieses seine Grenze, und von seinem großen Reich und dem ruhmvollen König bleibt nichts anderes als die Asche. So vergeht alles in der Eitelkeit des Nichts (7207). Es ist insgesamt eine einzige Polemik gegen den Ruhm und die Größe, und es ist unschwer zu erkennen, daß hierin gerade sich die Tendenzen des beginnenden Jahrhunderts zeigen [15]). In Verbindung mit apokalyptischen Bildern und Prophetien haben sie sich selbst noch in der Umgebung des staufischen Kaiserhofes und im Zusammenhang mit seinen großen Reichsplänen wuchtig gehalten und darüber hinaus bis ins Spätmittelalter fortgesetzt [16]).

Weltordo und Heilsgang, Rahmen und Inhalt, bilden den Hintergrund des geschichtlichen Geschehens. Dabei stellt das Leben Jesu naturgemäß den

---

[11]) Bernold von St. Blasien a. 1093. M. G. H. SS. V. S. 457.
[12]) Naumann, Wandlung 121 ff.
[13]) IV. cap. 4.
[14]) Spörl, 48.
[15]) Vgl. Schneider, 178 ff.; Grammel, 29 f.
[16]) Namen wie Hildegard von Bingen, Rupert von Deutz und Anselm von Havelberg, sowie die unter dem Namen „Symbolismus" zusammengefaßte Bewegung zeugen davon: Dempf, 231 ff.

Angelpunkt zweier Welten dar; es hat implicite die Spaltung in Erlöste und Verdammte in sich getragen und damit zur Bildung der Theorie von den zwei Reichen veranlaßt. Das erste und vornehmste davon ist der Gottesstaat. Seine Verwirklichung auf Erden hat die „Kaiserchronik" eindrucksvoll unter der Regierung Karls des Großen gezeichnet (14537 f.). Diesem Gottesstaat steht der Weltstaat gegenüber, meist charakterisiert durch die Heiden oder das Königtum in Babylon, dessen gegnerische Funktion selbst noch im Parzival zu erkennen ist (101, 31 ff.) [17]). Während jener stets der vornehmen Aufgabe lebt, der Welt den Frieden zu bringen, steht dieser ganz unter dem Zeichen von Kampf und Hader. Pax et discordia sind darum ihre unterscheidensten Verhaltungsweisen (Kchr. 640; 2156 ff.). Gewiß, auch der Gottesstaat führt Kriege, aber sie sind immer gerecht (Kchr. 14909), wie schon Augustin in großartiger Weise dargelegt hat [18]). Wie stellt sich nun weiterhin der Weltstaat dar? Es ist eine ungegliederte Welt, in der das Maßlose, Ungeordnete herrscht, wo der Übermut regiert und die Demut verachtet wird (Rol. 3478), ja, ihre Herrscher kennzeichnen sich dadurch, daß sie wider Gott stehen („gotes widerwarte": Kchr. 10634), dem Verstoßenen (Teufel) nachstreben und wie er „sicut Deus" sein wollen (Roth. 4450), sich selbst vergöttern (Kchr. 11147; Roth. 2570; Eracl. 4540; Parz. 102, 6 f.) und sich anbeten lassen (Alex. 3037) [19]). Wie der Gottesstaat Anfang und Ende im Transzendenten findet und auch von transzendenten Kräften bestimmt wird, so auch der Weltstaat; er wird getrieben und geleitet von den Urmächten des Bösen (Rol. 1933 ff.) und den Antriebsmächten dieser Welt (Kchr. 5694; Rol. 60 ff.; Roth. 4551 ff.). Freilich, diese beiden Staaten sind auf der Erde nicht streng geschieden, sondern in der mannigfaltigsten Weise verknüpft und ineinanderverschlungen, und der ungeheure Reiz des mittelalterlichen Geschichtsbetrachters liegt darin, das Werden und Wachsen der „civitas Dei" („gotes rîche": Kchr. 2165) wie ein „prachtvolles Gedicht mit Antithesen" [20]) in den verwirrenden Läufen des Weltstaates zu verfolgen. Das ist in dem ersten Teil der „Kaiserchronik" in glänzender Weise veranschaulicht. Daß dabei Gott und Teufel gleicherweise regieren und leiten, ist ganz im Sinne des kosmischen Stufenbaus. Aber der Feind der Welt hat auch die Macht, in die Schöpfung Gottes selbst einzugreifen, das Wirken und Werden der Heiligen zu hindern. Das hat Hartmann mit Bitterkeit festgestellt:

Warumbe verhenget im das got
daz er sô manegen grôzen spot
vrumet über sîn hantgetât
die er nâch im gebildet hât. (Greg. 333.)

Die Problematik lag tiefer. Schloß nicht die Vorsehung sowohl als auch die Urmacht des Bösen jede Freiheit des Handelns aus? War überhaupt ein geschichtliches Werden im Sinne von Menschheitsgeschichte möglich, wenn die Einzelnen nicht selbst aktiv daran beteiligt waren? Dieser Frage sah sich die „Kaiserchronik" an gewichtiger Stelle gegenüber, und sie hat eine eigenwillige Lösung gegeben, eine Lösung aber auch, die der Würde des Einzelnen ent-

[17]) Vgl. Augustinus XVII, cap. 3, und im Anschluß daran Otto von Freising in den ersten Büchern seiner „Chronica" M.G.H.SS. in usum scholarum. Han. Lpz. 1912.
[18]) XV, cap. 4. XIX; cap. 7 ff.
[19]) Man sieht, diese Gegenüberstellung ist sehr beliebt; sie stammt übrigens von Augustinus XIV, cap. 13 ff.
[20]) Augustinus XI, cap. 19.

sprach. Es ist die interessante Ausführung über die „wîlsaelde" in der Faustinian-Legende (3091 ff.). Faustinian, von harten Schicksalsschlägen getroffen, ist hier der Vertreter der „wîlsaelde", und als solcher will er mit Petrus und seinen Jüngern eine Disputation beginnen. Er formuliert seinen Standpunkt etwa folgendermaßen: Die „wîlsaelde" ist das Gesetz der Welt, nichts gibt es außer durch sie; sie läßt sich nicht zwingen, ihr entgegenzutreten ist Unsinn. Was dem Menschen geschehen soll, davor kann sie ihn nicht bewahren, durch sie erklärt sich Übles und Gutes, weil alles von ihr, von dem Zufall abhängig ist. Reichtum und Armut, Nutzen und Vorteil, Wille und Seele erklären sich nur daraus, daß alles ungeordnet dem Schicksal und Zufall preisgegeben ist. So ist auch die Welt stets wie sie war und bleibt auch immer so; sie kann weder gebessert noch verschlechtert werden, in ihr lebt er, wie es ihm die „wîlsaelde" gegeben hat. Diesem ganzen Komplex von skeptischen Einwänden begegnen die Jünger des hl. Petrus im Anschluß an Epikur, Platon und Aristoteles mit der Betonung des wohlgeordneten Kosmos durch einen Schöpfergott. Sie wissen dem pythagoreischen Sternenglauben des Faustinian entgegenzuhalten, daß die gleiche „wîle", in der zwei geboren werden, zwei verschiedene Charaktere hervorbringen kann. Nicht ohne weiteres ist in dem ganzen Gespräch der „wîlsaelde" die Vorsehung gegenübergestellt, ja, bei näherer Betrachtung wird man sogar erkennen müssen, daß, wie andersartig auch beide sind, sie sich doch gleichen und oft zusammentreffen. Um so großartiger jedoch findet sich die „wîlsaelde" mit der souveränen Freiheit des Willens zusammen:

elliu mennisken kint
in ainer frîhait sint
er hât in lâzen ain selpkure:
ainer nimet sih mit guote vure,
grîfet zu maniger guote
mite herce und mit muote,
— — — — — — — — —
ain ander dar entgegene
flîzet sih aver der ubele. (3419 ff.)

Das ist der Kern des Gespräches und der eigentliche Gegensatz: wîlsaelde und selpkure. Erst durch die Freiheit des Handelns und Seins ist dann wiederum das Wirken, die Entwicklung und das Werden ermöglicht und damit auch die Existenz der beiden Staaten erklärt: als der Gemeinschaft der frei handelnden Einzelwesen. Sie ist bedingt durch den guten Willen der angeborenen guten Natur der einen und den schlechten Willen der angeborenen schlechten Natur der anderen. So hat auch übrigens der Pfaffe Konrad das Handeln Geneluns motiviert (Rol. 1933 ff.).

Die Lehre von den zwei Reichen, ihrem Wesen, ihrer Entstehung und ihrer Entwicklung ist ja zum ersten Male von Augustin ganz umschrieben worden. Von ihm aus ist sie in die Vorstellungswelt des Mittelalters eingedrungen. Es ist sozusagen die historische Weltanschauung des Mittelalters, der geistige Hintergrund der Betrachtung. Die Einteilung der Geschichte erfolgte im Anschluß an die Bibel und Apokalypse durch die Lehre von der Weltzeitaltern (Kchr. 526), wie sie von Isidor und Beda bis Ekkehard von Aura in zahlreichen Chroniken und Traktaten üblich war [21]). Allerdings gab es noch

[21]) Spörl, 34; Kampers, 86 ff.; Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Bd, I. Bln. 1895. S. 82.

eine andere Einteilung und eine andere Betrachtung: die Translation des Imperiums von den Römern auf die Franken. Sie war nicht so statisch und zudem weit akuter für das Abendland. Sie war kaiserlich und schloß zugleich Anspruch und Berufung auf das römische Imperium ein [22]). Es war vornehmste Aufgabe, die Geschichte des römischen Reiches zu verfolgen, das ja zugleich mit dem Ursprung des Christentums anhub, und sein Werden bis zum deutschen Kaiserreich [23]). Bis Konstantin dem Großen war das Imperium in den Händen der Römer (Kchr. 10445), dann ging es auf die Griechen über und von ihnen auf die Franken. Gerade die letztere Phase wird oft mit Vorliebe betrachtet, wobei die im Mittelalter sprichwörtliche Anmaßung des griechischen Kaisers in bezug auf das Recht des fränkischen Königs Erwähnung findet. Nach „Eraclius" hatten die Griechen das Reich insgesamt 500 Jahre (4464), dann aber kam es auf Karl den Großen. Da heißt es:

Des sint ir künege noch sô balt.
daz sie sich keiser nennent
vil vol sie doch erkennent,
wie in der gewalt wart benomen,
der name, diu êre mit dem fromen.
ich nenne iu wol den êrsten man,
der roemisch rîche wider gewan.
er was waerlîche
Ein künic ze Francrîche,
Karl was er genannt, (4466)

und in der „Kaiserchronik" steht:

von dannen wart rômisch rîche
gesceiden von den Criechen,
daz si niemer mêre
gevorderten daz gerihte noch die êre. (14278.)

So stand das Reich also leer. Die Großen legten die Krone auf den Altar des hl. Petrus nieder und schwuren, keinen König mehr aus ihren Reichen zu wählen, auch keine Richter und Herren, sie wollten ihre Herrscher fortan aus anderen Ländern nehmen. Die Krone erhielt dann Karl, und damit ging das Imperium auf die Franken über (Kchr. 14382 ff.).

---

[22]) Spörl, 37.
[23]) ebd., 37.

II. Kapitel:

Die Betrachtung und Darstellung der Geschichte.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß alle die Betrachtungsweisen, einzeln oder zusammengenommen, so wie sie oben gekennzeichnet wurden, zu einer wirklich großen Perspektive für die Historie brauchbar waren. Allerdings sind sie dem „Historismus" des 19. Jh. nicht angepaßt. Aber auch hier gilt das Wort, daß das wirklich Bedeutende doch in dieser Sehweise lag, und das Unbedeutende der Zeit angehörte. Denn das Bild war groß genug, nur fehlte es an den Mitteln und der Darstellungskunst, und oft überwog das fabula docet die geschichtlichen Tatsachen. Man muß sich immer wieder vergegenwärtigen, daß die Geschichte im Mittelalter keine Disziplin war; sie wurde in der Schule nicht als Einzelwissen gelehrt, sondern gehörte zu den praktischen Künsten oder zur Poesie. Nur insofern ist das Erzählen des Isidor zu verstehen [24]). Eine Kritik bestand nur als Prüfung „gegebener Überlieferungsstellen auf ihren Autoritätsgrad, auf die Glaubwürdigkeit, auf ihre Tragweite" [25]). Zu diesen Autoritäten gehörten Eusebius, Hieronymus, vor allem Augustinus, deren chronikalische Notizen Isidor für den ewigen Gebrauch zurechtgemacht hat, und die dann in zahlreichen Brechungen die Annalen und Chroniken des Abendlandes füllten. Gewiß waren die römischen Erzähler noch von dem lebendigen Geschichtssehen ergriffen. Ihre Werke, die ja hauptsächlich benutzt wurden, waren stark episch und bedingten die Ausschmückung mit allerlei Erzählungen zur Verdeutlichung und Erhellung des geschichtlichen Werdens. Das hat auch die christliche Betrachtung übernommen, vielfach nun formelhaft und traditionell, so daß sie oft zusammenhanglos eingereiht wurden. Das erklärt die Bedeutung der Sage, Novelle und Erzählung in allen abendländischen Chroniken; sie waren Umschreibung, Verdeutlichung, Erklärung, Bild, und wo dies vergessen wurde, blieb der Stoff allein zur Unterhaltung und moralischen Belehrung. Er wurde dann mit jener Erzählerfreude, mit jener Lust am Fabulieren und Einschieben von Dingen, oft fremder Herkunft, erzählt, wie es die mittelalterlichen Historiker liebten. Je älter und wunderbarer, desto glaubhafter, d. h. historischer war es, und es gab nichts Historisches, das nicht sagenhaft, nichts Heiliges, das nicht legendär gewesen ist. Diesem Ziel dienten auch alle Sagen und Berichte, die vom Orient über den Hellenismus und die patristische Literatur in die ewig gültigen Werke des Mittelalters einströmten. Sie waren Mittel, Schmuck, Legitimation eines sinngefüllten, moralischen, belehrenden und zweckhaften Geschichtsbildes.

Damit ist uns auch die Berechtigung gegeben, in der Dichtung die Elemente der Geschichtsauffassung aufzusuchen. Es handelt sich jetzt darum, an

[24]) Spörl, 18; Wattenbach, 81.
[25]) Dempf, 251.

einigen Beispielen die hier behandelten Anschauungsweisen zu zeigen und die Geschichtsdarstellung zu umreißen. Der Ausgangspunkt der Betrachtung rückt zugleich die „Kaiserchronik", das erste große Geschichtswerk in deutscher Sprache, in den Mittelpunkt. Zunächst sei bemerkt, daß jede historische Darstellung im Mittelalter eine Reichsdarstellung, eine Geschichte des Reiches gibt. Selbst im Hintergrund der lokalen Historiker steht der Gedanke fest. Man spricht von den zwei Reichen, von der Periodisierung der Historie nach Weltzeitaltern, d. h. von den großen Reichskomplexen. Die Reichsidee ist aber untrennbar mit dem Kaisertum verbunden, und ihre Geschichte ist naturgemäß die der Kaiser, speziell der römischen Kaiser, die in lückenloser Linie sich bis zu den deutschen Kaisern fortsetzen. Schon der Titel „Kaiserchronik" unterstreicht das. Ihre Bedeutung ist ja genugsam erkannt worden [26]). Es sei erlaubt, hier einige allgemeine Bemerkungen zu bringen, um in dem scheinbar verwirrenden Durcheinander der Darstellung System zu finden. Die „Kaiserchronik" ist ein Buch, das uns vom römischen Reich berichtet und von den Königen, die das Reich innehatten (15 f.). Es hebt an mit Cäsar, der dem Kaisertum Namen und Inhalt gab und endet mit Konrad III. Daraus ergibt sich ohne weiteres die Gliederung in zwei Teile: in die Geschichte der römischen und der deutschen Kaiser. Aber auch eine Dreiteilung stellt sich bei näherer Betrachtung heraus: die heidnisch-römischen, die christlich-römischen und die deutschen Herrscher. Sicherlich hat der Verfasser historische Quellen und Annalen benutzt, jedoch steht der Umfang der Benutzung noch nicht fest, und es ist geraten, nur die wichtigsten Übereinstimmungen festzuhalten. Denn es gab im Mittelalter bei der historischen Betrachtung, vor allem der Kaisergeschichte, stets wiederkehrende stereotype Wendungen und Formeln, die nicht übernommen wurden, sondern einfach zum Requisit oder zum stilistischen Ausdruck des Schreibers gehörten, feste Termini für Lob und Tadel, für Charakteristik und beschreibende Einführung. Dafür brauchen also keine Quellen benutzt zu sein, wenn sie auch untereinander übereinstimmen oder gleichlauten. Und nur in dieser Einschränkung soll eine Benutzung der Quellen zugegeben werden. Die chronikalische Angabe des Regierungsantritts und des Todesjahres der Herrscher in der „Kaiserchronik" läßt die Vermutung aufkommen, daß sie zuerst eine annalistische Form hatte, die mit den Notizen über die jeweilige Regierung gefüllt wurde, wobei sich oftmals herausstellte, daß nicht genügend Material dazu vorhanden war. Dann eben vertrat eine Erzählung den historischen Abriß. Wie alle mittelalterlichen Quellen enthält auch sie eine Reihe von Irrtümern und zeitlichen Verwirrungen; das ist also nichts Auffallendes. Aber die „Kaiserchronik" hatte ja mehrere Bearbeiter gefunden [27]), und daraus schon allein resultiert eine gewisse Uneinheitlichkeit in der Anlage und den Fakten. Der Verfasser zeigt sich ohne Zweifel als ein Geistlicher mit großer Belesenheit in der geistlichen Poesie, die er fast vollkommen beherrscht. Die Feststellung Schröders, daß die Namen der Heiligen, die er feiert, den Regensburgern sehr bekannt waren, offenbaren uns, daß der Verfasser wahrscheinlich ein geistlicher Lehrer an irgendeiner Schule in Regensburg war, vielleicht an der Kirche des hl. Emmeran; die Disputationen, vor allem die zwischen den Juden und den Christen

---

[26]) Ehrismann II, 1. 269. H. Welzhofer, Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik. Mch. 1874. S. 7 ff. E. Schröder, Kaiserchronik. Einleitung, passim.
[27]) E. Schröder, Kaiserchronik. Einleitung, 64.

unter Konstantin (8574 ff.), verraten zu deutlich die üblichen schulmäßigen Kniffe und Wendungen bei der Behandlung schwieriger Probleme des Christentums. Der kenntnisreiche Verfasser wurde von dem Welfenhof in Regensburg ausersehen, im Anschluß an ihre stets wachsende Macht und Herrschergewalt eine Chronik der römischen Kaiser zu schreiben, um ihrer angeborenen Hoheit edle Vorbilder, „pilede" (6083), in der römischen und nationalen Geschichte aufzuzeigen. Die Aufgabe stand damit fest; das Ziel mußte sein, die römischen Kaiser, die christlichen Legenden (der bekannten Regensburger Heiligen), die bayrischen Lokalsagen miteinander zu verknüpfen und sie unter einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Die Frage war also: Wie lassen sich die Erzählungen und Novellen mit einer durchgehenden großen Geschichtsbetrachtung in Zusammenhang sehen? Das Problem hatte schon Augustin gelöst; hier nämlich tauchten mitten in der großen Staatsdichtung die Erzählungen von Lucretia, Mutius Scävola, Cinncinatus, Regulus auf und wurden in großartiger Weise dem Beweisgang eingefügt. Die Patristik hat eifrig die berühmtesten solcher Dinge gesammelt und zu moralischem Nutzen ausgesucht, und von hier aus gingen sie in alle abendländischen Reichs- und Staatsgeschichten. In der ‚Kaiserchronik" sind diese Novellen zum Teil ins Christliche umgebogen: sie sind Novelle u n d Legende zugleich. Das festzuhalten ist wichtig. Was den Legendenkomplex anbetrifft, so haben wir im ersten Teil der „Kaiserchronik" nicht weniger als rund 25. Was bedeutet das aber? Es sind Beweisstücke oft glänzender Art für das langsame Vordringen, für die Macht und siegreiche Idee des christlichen Reiches, für die Ausbreitung der Civitas Dei innerhalb der Welt, bis dann unter Konstantin der endgültige Sieg verwirklicht wird: die Verstaatlichung des geistigen Reiches. Das also ist Weltgeschichte und als solche der große Aspekt des Mittelalters. Sie setzt sich fort in dem zweiten Teil der „Kaiserchronik" bei den deutschen Herrschern. Auch sie führen die Verbreiterung des christlichen Reiches fort, treiben den Keil des christlichen Imperiums in die Gemarken der Sarazenen, Slaven und Normannen. Man sieht, es genügt nicht, die Erzählungsstoffe ohne weiteres als Einschiebsel zu betrachten; sie sind mit der beherrschenden Idee innerlich verbunden, wenn auch manchmal der Zusammenhang nicht gewahrt wird.

Nun zu der Betrachtung selbst. Sie beginnt mit der Gründung Roms, mit der Beschreibung römischer Kulte, Götter und Religion und geht dann zu Cäsar über, der dem Kaisertum den Namen gab. Seine Berufung zum Herrscher (235) steht gleich in engster Verbindung mit den deutschen Stämmen der Schwaben, Baiern, Sachsen, Franken, welch letztere Cäsars Verwandte im Hinblick auf beider Abstammung von den Trojanern sind (344). Die deutsche Ritterschaft steht fest zu ihm, ihr klagt er die Not um den Neid und die Mißgunst in Rom (455 ff.), mit „Tûtiscer riterscephte sô hêrlîchen" (480) vertreibt er den Pompejus. Sie belohnt darum auch Cäsar (591). An der Wiege des Kaisertums stehen also die Deutschen Pate, ja, sie mitbegründen die kaiserliche Gewalt, sie antizipieren geradezu die Legitimation ihrer späteren Kaiserwürde — ein echt nationaler Zug — und darum gilt auch Cäsar das uneingeschränkte Lob (444 ff.). Die Begründung des Kaisertums ist eng verbunden mit der Darstellung des Danielschen Traumes von den vier Weltreichen; denn nun setzt eine neue Periode ein: das dritte von diesen Reichen. Es beginnt mit A u g u s t u s (603 ff.). Seine Herrschaft verschmilzt mit dem

Wirken des Erlösers, die Pax Romana erhält durch den Friedensbringer von Nazareth erhöhten Glanz; der Städtebau und die Kolonisation am Rhein verläuft parallel mit dem stillen Wachsen der ersten christlichen Gemeinden. Was aber unter ihm noch ein Nebeneinander ist, wird bei Tiberius schon schicksalhaftes Verknüpftsein (671 ff.). Von ihm wird ein Zug nach Jerusalem, sein Kampf mit dem König von Persien und die Gründung Regensburgs erzählt. Sein Siechtum bringt die erste Verbindung mit der Heilswerdung; er erfährt von dem „vil guoten arzât" Jesu (725) und wird durch das Schweißtuch der Veronika geheilt. Rom und Jerusalem werden mit einem großen Bogen überspannt: Josephus Flavius, Jude und Adoptivsohn der Flavier, wird hier genannt (975). Die Geschichte des Gottesstaates und seiner unerschütterlichen Verquickung mit dem Weltstaat beginnt. Tiberius rächt sich an den Juden, die Jesus gehängt haben, und beschließt, die Stadt Jerusalem zu zerstören. Er wird selbst zum Vollstrecker der biblischen Weissagung über den Fall der Stadt. Was der Meister verkündet, erfüllt sich jetzt. Titus und Vespasian erstürmen die Burg und zerstören sie derart, daß kein Stein auf dem andern liegen bleibt (1045 ff.). Während von Gajus Caligula (1115 ff.) nur kurze Notizen vorliegen, nimmt Faustinian (1219—4082) eine breite Stelle ein. Von ihm werden nur die persönlichen Schicksale erzählt, wobei die Legende alles beherrscht. Nach furchtbarem Familienunglück trifft Faustinian Frau und Kinder im hl. Lande, das für sie alle wirklich eine terra promissionis wird. Er verficht mit glänzender Dialektik die neue Lehre gegen den platten Rationalismus des Simon Magus und die fatalistische Passivität des Faustinian. Er schafft sich hohe Achtung durch seine Wunder, sammelt eine Gemeinde um sich und krönt gewissermaßen sein Werk, indem er sich nach Rom begibt. Von hier aus wird das Wirken erst über den Erdkreis strahlen, und aus der Lehre der Gemeinde von Jerusalem wird eine Weltidee. Symbolhaft steht der junge Clemens, der Sohn des Faustinian und der Mechthild, als erster römischer Papst da: zwei Spitzen, zwei Reiche. Die Geschichte von den Päpsten und den Königen (19) kann nun — schicksalhaft genug — beginnen. Der weltgeschichtliche Konflikt hebt gleich mit Nero an (4083 ff.), unter welchem Petrus und Paulus den Märtyrertod sterben. Die Lucretia-Novelle unter Tarquinius Superbus (!) (4305 ff.) und die Odnatus-Geschichte unter der Regierung des Vitellus (4905 ff.) sind im Rahmen der Gesamtbetrachtung zusammenhanglos. Es folgen nun: Galba und Piso, Otto, Vitellus, Vespasian, Titus, Domitian, Nerva, Trajan, Philippus, Decius, Diokletian, Severus, Helius Pertinax, Aelius Adrianus, Lucius Accomodus, Achilleus, Gallienus, Konstantius, Konstantin. Ihre Regierungszeit macht uns mit der spätrömischen Kaiserzeit bekannt und enthält nicht unechte Züge der damaligen Zustände: innere Unruhen in Italien, Rivalität der Herrscher, Belagerungen Roms, Aufstände und Verschwörungen bei Wahlen, Niederschlagung solcher Rebellion unter Titus, Vertreibung des Kaisers durch den römischen Stadtpöbel, Triumpfzüge unter Titus und Trajan usw. Unter ihnen beginnen die großen Christenverfolgungen, und so wird doch der Zusammenhang gewahrt. Domitian läßt den hl. Johannes, den Seher von Patmos, Decius (6157 ff.) den hl. Sixtus und Hippolitus und den hl. Laurentius martern, inszeniert massenhafte Hinrichtungen in Ephesus, ebenso Diokletian (6451 ff.). Kirchen werden zerstört, verbrannt, selbst die Heiligen in den Wäldern und Einöden werden aufgesucht und enthauptet, und der hl. Veit, Pancratius und

Mauricius, der Herzog der Mohren, fallen der Wut des Kaisers zum Opfer. Der Sinn der Geschichte als Beweis der moralischen Weltordnung und die Gegenüberstellung des Weltstaates ist besonders gut gezeichnet durch die Charakterisierung der einzelnen Herrscher als grimmig (5576; 6151; 6171; 6612; 6453), verworfen (4847; 5647), gegen Gott (10637;vgl. 5559; 5576; 5647; 6115). Ihr Tod ist wie ihr Leben gleich verworfen: sie werden vom Blitz getroffen (1213), verüben Selbstmord (4288; 6621), werden erschlagen (4855 ff.; 6127; 7130; 7242), ermordet (6621; 13066; vgl. 5674), und zur Bekräftigung fügt der Dichter dann hinzu: „alsô resluoch in der hêrre" (13066). Trotzdem wächst die christliche Lehre unaufhaltsam, breitet sich der Gottesstaat aus. Die Märtyrer sind der Samen der Erlösung; darum werden ihre Legenden eingeflochten, sie sind Blutzeugen für den christlichen Staat, der dann endlich nach schwerem Leiden unter Konstantin (7806 ff.) zum Durchbruch kommt. Seine Bekehrung und seine Heilung durch den Papst Silvester ist so ungeheuer berühmt im Mittelalter, daß sie auch hier nicht fehlen darf. Obwohl schon Faustinian und dann Philippus (6097 ff.) Christen waren, und gerade unter letzterem das gemeinsame Wirken von Papsttum und Kaisertum hervorgehoben wurde, so stellt doch die Taufe Konstantins alles das in den Schatten. Sie ist ja auch staatspolitisch weittragender geworden. Durch ein großes Edikt, in dem der Kaiser als Vogt und Schirmherr erscheint, werden die alten Götter abgeschafft, des Kaisers Regalien vom Papst gesegnet, und er selbst gekrönt und geweiht. Wahrscheinlich steckt dahinter das historische Mailänder Edikt. Es kommt dann noch eine letzte große Auseinandersetzung mit den Scharen seiner Mutter Helena, ein Konzil und eine Reichsversammlung zugleich, mit einem großen Aufwand von Gelehrten und bewaffneten Truppen in Turas. Eine gewaltige Diskussion wird entfacht zwischen Juden und Christen nach den üblichen Streitpunkten der Exegese, worauf denn eine Massentaufe erfolgt und Helena bekehrt wird. Die Einheit zwischen Kaiser und Papst, zwischen Weltstaat und Gottesstaat ist erreicht und findet symbolhaften Ausdruck darin, daß der Kaiser dem Papste die Reichsverweserschaft übergibt und ihm gestattet, den Gewinn des Reiches für sich zu behalten. Das Land jedoch bleibt Konstantin, und er nennt es immer noch „mîn lant". Der Papst hat nur die Reichsverweserschaft und sie nur solange, bis der Kaiser wieder kommt. Das wird ausdrücklich hervorgehoben, und Silvester muß ihm das mit Eid geloben. Mit keiner Silbe wird hier von einer Schenkung geredet, ja, diese Situation steht noch nicht einmal im Zusammenhang mit der Heilung Konstantins. Das ist ein großartiger nationaler Zug, der m. E. noch nicht beachtet wurde; man kann behaupten, daß dies Verschweigen wie ein vorsichtiger und stiller Protest gegen die sogenannte Konstantinische Schenkung ist. Nachdem also der Kaiser die Reichsangelegenheiten geordnet hat, fährt er nach Griechenland und gründet auf göttlichen Rat hin die Stadt Konstantinopel, wo er auch stirbt.

Der Tod Konstantins bringt wieder einen Rückschlag in der Geschichte des Christentums. Julian (10634 ff.) führt die alten Götter wieder ein, verfolgt die Christen und martert den hl. Mercurius und Basilius. Dagegen kann sich Heraclius (11138 ff.) rühmen, dem König Chosroe das von ihm geraubte Kreuz wieder zu nehmen — ein wichtiges Ereignis in der Kreuzreligion. Von Narzissus, Justinian und Theodosius ist weiter nichts zu berichten, und die beiden letzten Herrscher, Zeno und Konstantius, stehen schon

unter dem Eindruck germanischer Einfälle in das römische Reich, und damit drängt die Entwicklung unwillkürlich hin zu dem Wendepunkt der römischen Kaisergeschichte, zum karolingischen Imperium.

Das Legendäre tritt zurück, das Sagenhafte, wenn auch eingeschränkt, bleibt. Die Verwirklichung des Gottesstaates auf Erden liegt nicht mehr in der Hand einzelner Apostel, Märtyrer, Prediger, sondern in der Macht der deutschen Kaiser; auch erweitert er sich nicht mehr innerhalb des Reiches, sondern an seinen Grenzen.

Mit Karl dem Großen, der „der erste Kaiser ward zu Rom von deutschen Landen" (14818), hebt das nationale Königtum an (14308 ff.). Er steht ganz im Glanze sagenhafter Atmosphäre. Die ganze Wucht der „renovatio imperii" umwittert ihn und stellt ihn auf die Höhe des idealen Kaisertums. Schon in jungen Jahren zieht er nach Rom und erwirbt dort Krone und Regalien, sitzt mit seinem Bruder, Papst Leo, zu Gericht und nimmt dessen Klage um den Raub von Gütern seitens der römischen Adelsparteien entgegen. Nach Ordnung der Angelegenheiten kehrt er nach Ripuarien zurück, aber die Römer haben inzwischen das Joch des echten Richters abgeschüttelt, dringen in die Peterskirche ein, nehmen den Papst gefangen, stechen ihm die Augen aus und schicken ihn so zu Karl. In Ingelheim tritt der geächtete Papst vor den Kaiser und klagt ihm die Unbill der Römer. Der Kaiser als Vogt, Richter und Schirmherr der Christenheit beschließt mit seinen Mannen, das Unrecht zu strafen. Mit der Macht des Reiches, unter denen die Schwaben das Vorfechtrecht haben, zieht er vor Rom, belagert und gewinnt es und schlägt den Aufstand der Römer nieder. Für diese Hilfe weiht ihn der Papst zum Kaiser. Die Römer müssen ihm Hulde und Treueid schwören und sich dem Gericht und den Anordnungen Karls fügen. Von auswärtigen Angelegenheiten wird noch seine Verschwägerung mit Desiderius, die Bezwingung von Arles und der Kampf gegen die Heiden in Spanien und Frankreich erwähnt. Nach Kämpfen mit den Sachsen ordnet er auch das Reich im Innern, stiftet und gründet Kirchen, vor allem das Bistum Bremen. In Aachen wird er begraben. Die genaue Festlegung seiner Regierungszeit auf 46 Jahre, sowie die angeführten Ereignisse lassen erkennen, daß eine ganze Reihe historischer Fakten das sonst so fabulöse Bild unterstreichen. Wichtig ist nun allerdings die Tatsache, daß unter ihm die große abendländische Einheit von Sacerdotium und Imperium, von geistlicher und weltlicher Gewalt, realisiert ist und für die deutsche Geschichte vorbildlich hingestellt wird. Was Karl gesät, hat Ludwig der Fromme geerntet (15092 ff.), dessen Bild ganz darauf abgestimmt und stark idealisiert ist — unter dem Einfluß seiner kirchlichen Bestrebungen. Außer einer kurzen Erwähnung von dem Aufstand zweier Brüder, wird nichts erzählt als die Aufrichtung des Gottesfriedens, des Rechtes und der Gerechtigkeit. Ungeheuer wächst der Friede im Reich, ein goldenes Zeitalter, eine Erfüllung, eine Zeit der Treue, der Zucht, der Weisheit und des Wissens, in dem die Christenheit und das Reich aufjubelte. „Geminnet was er von der diet" (15229) schließt der Verfasser daher seine Betrachtung. Die beiden großen Karolinger vermochten noch ihre kaiserliche Gewalt siegreich zu behaupten. Allein unter ihren Nachfolgern beginnt der Zerfall. Lothar (15236 ff.) gelingt es, das Herzogtum Bayern nach anfänglichem Widerstand dem Reich einzuverleiben. Der unter ihm begonnene Bruderstreit der Prinzen setzt sich unter Ludwig (15318 ff.) so mächtig fort, daß er dessen ganze Regierung

ausfüllt. Das Reich liegt schwer danieder, Fehde und Streit, Hunger und Mißwachs, Zerstörung, Raub und Brand wüten fürchterlich, bis schließlich die ganze Unordnung vor dem Richterstuhl des Papstes ihre Lösung findet. Während von Karl dem Dicken (15400 ff.) nichts Bemerkenswertes berichtet ist, tritt unter Arnulf (15517 ff.) zu den drohenden inneren Zerwürfnissen noch die lange Reihe der Einfälle gefährlicher Horden von außen hinzu. Normannen und Hunnen stoßen in das sinkende Reich vor mit furchtbarer Gewalt, verheeren unter Ludwig dem Kind (15582 ff.) Thüringen, Sachsen, Franken und Schwaben und erreichen ihren Höhepunkt unter Konrad (15664 ff.). Wie eine Geißel Gottes fallen sie in das Reich, rütteln des Reiches Ostmark auf, und nur mit Mühe werden sie von dem König und den Bayern zurückgeworfen, um erneut vorzustoßen, diesmal durch die ganzen süddeutschen Gaue: Bayern, Schwaben, Alemannen, wo sie Basel vernichten und mit Feuer und Schwert das benachbarte Elsaß heeren. Mitten im Verfall stehen noch dazu die Wirren im Reiche zwischen Konradinern und Babenbergern, verflicht sich noch der Aufstand der schwäbischen Herzöge Erchanger und Burchard. Die Not des Reiches ist unvergleichbar und die historischen Zustände werden hier mit anschaulicher Gewalt vorgeführt. Jetzt gilt es, einen Herrn „staetigen chunnes" (15766) zu wählen, der dem Elend gewachsen ist. Heinrich I. (15760 ff.) ersteht und erringt die ersten Erfolge über die Ungarn, aber auch über die böhmischen Eindringlinge. Er wird zum Kaiser gekrönt. Wie unhistorisch das ist, so ist es uns doch ein schöner Beweis, daß im Mittelalter kein Herrscher gedacht wurde, er habe denn die Kaiserkrone. Otto der Große (15850 ff.) steigert das Kaisertum und des Reiches Ehre durch die Bezwingung der Lombardei und Mailands, wo er die königlichen Hoheitsrechte wieder herstellt. Sein großes Verdienst jedoch ist die endgültige Besiegung der Ungarn bei Augsburg, in der auch der hl. Udalrich mitwirkend vertreten ist. Damit hat er die Hoffnung, die auf sein Geschlecht gesetzt wurde, zum Wohle der Christenheit erfüllt. Zum Zeichen, daß Kolonisation und Mission im Osten fortan mit gleicher Energie betrieben werde, gründet er das Bistum Magdeburg, das ja bekanntlich das Zentrum der Slavenmission werden sollte. Es beginnt nun die friedliche Durchdringung des Landes mit Kreuz und Pflug. Zwar finden noch weiterhin Kämpfe an der Ostgrenze statt: gegen die Wenden und Böhmen (16120 f.) unter Otto III., unter Heinrich II. gegen Polen (16168), unter Konrad II. gegen die Ungarn (16276) und gegen die Liutizen (16356), unter Heinrich III. wieder gegen Ungarn und Böhmen (16383), aber sie haben ihre Gewalt verloren, sie sind wesentlich schon eingeordnet. Das Reich wendet sich anderen weltgeschichtlichen Aufgaben zu: dem Verhältnis zu Italien, dem Papsttum und später dem Kreuzzug. Die Wendung zeigt sich schon bei Otto II. (15974 ff.). Die griechische Luft, die ihn durch die Vermählung mit einer griechischen Prinzessin umwehte, kommt in seinem unglücklichen Zug nach Apulien und Kalabrien zum Ausdruck. Dort haben die ewig neidischen Griechen das Volk gegen das Reich aufgewiegelt und selbst die Römer durch ein verfängliches Spiel in ihre Netze gezogen. Otto bekämpft sie, wenn auch mit vielem Blut, bestraft die Römer, doch stirbt er in Italien, ohne Deutschland wieder gesehen zu haben. Ihm folgt sein Sohn Otto III. (16064 ff.), dessen jugendliches Königtum sofort den Widerstand im Reich hervorruft. Unter ihm wird Adalbert von Prag gemartert (jedoch nicht von den Preußen, sondern von den Böhmen). Mit besonderer Liebe steht dann Heinrich II. da

(16142 ff.), Kaiser, Heiliger und Bayer — große Vorzüge für den Verfasser. Zu der Einigung der Stämme tritt mit ihnen auch wieder Kaisertum und Papsttum zusammen, symbolisiert durch die Gründung des Bistums Bamberg, das er mit reichen Dotationen ausstattet, und die Weihe des neuen Münsters durch den Papst, der eigens dazu nach Deutschland kommt, ferner durch das Schiedsrichteramt des Papstes in dem Streit um das neugegründete Bistum gegen die Ansprüche von Magdeburg. Der Wandel der Dynastie durch Konrad II. (16254 ff.), von dem nur spärliche Notizen vorliegen, rückt auch das Verhältnis des Papsttums zum Kaisertum in ein wichtiges Licht. Heinrich III. (16376 ff.) muß als echter Kaiser und Schirmherr des Reiches dem am Anfang des Jahrhunderts unhaltbar gewordenen Zustand des Papsttums, das von römischen Adelsparteien beherrscht wird, ein Ende machen. Drei Päpste hat die Christenheit. Der Kaiser ruft zu einem Sent nach Rom, wo er die Päpste absetzt und an deren Stelle Suitger von Bamberg, einen deutschen Papst, einsetzt. Damit beginnt die Reform des Papsttums, sie wird dem jungen Nachfolger Heinrich IV. (16532 ff.) zum Verhängnis. Der Investiturstreit steht im Hintergrund des Geschehens, aber er wird mit keinem Wort erwähnt. Die Anmaßung des Papstes Gregor, der Bann, der Gang nach Canossa, nichts von alldem bemerkt der Verfasser. Wir spüren die nationale Scham, die es gebietet, derartig entehrende Dinge besser zu verschweigen. Die Charakteristik des Kaisers ist aus Ekkehards Chronik genommen [28]). Er erscheint als ein Fürst, der von schlechten Räten umgeben ist, wie von Bischof Adalbert von Bremen, als Verächter der Adligkeit und der Weisheit, als Unkeuscher, Verhöhner der Frauen und als Räuber der Freiheit. Darum hat er das Reich entehrt und die furchtbaren Sachsenkämpfe entfacht, die nun aufflammten, schließlich aber mit Hilfe der Bayern an der Unstrut niedergeschlagen werden. Später hält sich der Kaiser in Apulien auf und wird auch zu Rom gekrönt. Doch inzwischen haben die Fürsten in Bonn das Reich dem jungen Heinrich überantwortet, auf das Gerücht von dem Tode des Kaisers in Italien hin. Bei der Rückkehr des Kaisers kommt es zu einem Einigungsversuch in Regensburg, zu Kämpfen, wodurch das Reich zwiegespaltet wird und in dieser Wirrnis Heinrich V. in die Hände fällt (16860 ff.). Er soll nun die Krone wieder festigen und dem unheilvollen Streit durch einen Zug nach Rom ein Ende machen. Die Ereignisse von 1111 werden erzählt: der Marsch nach Rom, die Gefangennahme Paschalis' im Münster, der Aufstand der Römer und der Sieg des Kaisers. Es handelt sich darum, daß die Bischöfe die Regalien, der König dafür die Investitur aufgeben soll. Darüber entbrennt der Streit. Er wird im Sinne der alten Gewohnheit geschlichtet und der Kaiser von dem Bann befreit und gekrönt. Diese Vorgänge sind enorm historisch gesehen und selbst bis in die Einzelzüge richtig. Freilich, wenn auch der Verfasser Zeitgenosse ist, so heißt das nicht, daß er mit größerer Wahrheit sprechen wolle, sonst hätte er das Bild gerade Lothars III. (16942 ff..) den sagenhaften Zügen entrückt. Mit ihm stehen wir aber schon in der neuen Zeit. Im Hintergrund tauchen die Elemente der Zukunft auf: die italienische Politik, das Schisma, die Bedeutung der Normannen und vor allem der staufisch-welfische Gegensatz. Gegenüber dem verachteten staufischen Gegenspieler Konrad steht der Bayernherzog Heinrich der Stolze „des chaisers aidam" (17101), „der aller tiursten laien ainer" (17102), voll des Lobes und Ruhmes.

[28]) ebd. 68; Welzhofer, 45 f.

Er erhält die Mathildischen Güter, Toskana und die Mark als Lehen und wird damit zum mächtigsten Herzog des Reiches. Dennoch steigt der erste Staufer empor: Konrad III. (17182 ff.). Heinrich der Stolze wird verfolgt, seiner Herzogtümer entsetzt, und sein Fortsetzer Welf erliegt bereits in Weinsberg der Macht Konrads. Kreuzzug und Staufertum steigen langsam auf und mit ihnen eine neue weltgeschichtliche Phase.

Überblickt man noch einmal diese gewaltige Darstellung der römischen und deutschen Geschichte, so wird man nicht mehr ohne weiteres von einem zusammenhanglosen Durcheinander sprechen dürfen. Das langsame Vordringen des siegreichen Christentums, die Verstaatlichung des Heiligen Geistes, die Translation des römischen Imperiums, die Einheit von Priestertum und Kaisertum, die Schirmherrschaft über die Kirche, die Missionierung des Ostens — all das sind die beherrschenden Ideen, mit denen das geschichtliche Werden gemessen und gewertet wird. Vergleiche mit den historischen Werken der Zeit werden das bestätigen können.

Da es sich hier um die welthistorischen Aspekte handelt, seien gleich vier Gestalten einer gesonderten Betrachtung unterzogen: Alexander, Cäsar, Augustus, Karl der Große. Ihr geschichtliches Bild ist bereits mythisch geworden, ihr Wirken sagenhaft umflochten. Sie sind die ganz großen Träger imperialer Gedanken, die verkörperten Ideen cäsarischer Macht und Größe, überlebensgroße Repräsentanten ihrer Zeit und ihres Raumes, stereotyp mit gleichen Zügen behaftet, wahre Statuen und Figuren auf weltgeschichtlichem Hintergrund.

Alexander rühmte man die Bezwingung Griechenlands nach (Moriz 99), man staunte noch mehr über den unersättlichen Erobererdrang und Entdeckergeist des Jugendlichen, der bis in die fernsten Länder seltsamster Verfassung im Orient vordrang und wunderliche Erlebnisse mitmachte, wie er sie selbst in dem Brief an seine Mutter schildert (Alex. 4906), „der wunderlîche Alexander" (Kchr. 328; Rol. 3974), dem auch die Sternkunde zugeschrieben wurde (Roth. 4956 f.; Parz. 773, 23). Von ihm stammen die Sachsen ab, jedenfalls waren sie in seinen Heeren, und als sein Reich unter die Diadochen fiel, zogen jene mit Schiffen von dannen und fuhren die Elbe herauf, wo sie sich niederließen (Kchr. 325 ff.). Sein Ruhm war so verbreitet, daß schon Otfried die Franken von Alexander abstammen ließ [29]). Von seiner Bildung wußte man sich viel zu erzählen (Alex. 171 ff.); seine Lehrer wurden deshalb gerne hervorgehoben. Sie lehrten ihn griechisch und lateinisch sprechen, lesen und schreiben, Musik, Mathematik, Astronomie, Philosophie und Jurisprudenz. Von seinen sechs Meistern war Aristoteles der hehrste. Sie alle aber beliebte er in seiner Umgebung zu haben (Thomasin 6414; 6454) und ihnen ist es auch zu verdanken, daß er aller Fürsten Vorbild und Spiegel wurde. Seine Milde und Freigebigkeit wurde gerühmt (Erek 2821) und seine Tapferkeit gepriesen (Rol. 3974). Schließlich ist er nach Weltreichsideen der Gründer des 3. Danielschen Reiches (Kchr. 536). Wunderlich, kühn, erfahren und mild sind also die stereotypen Züge dieses Herrscherbildes. Cäsar erscheint weit mannigfaltiger. Er ist voll Verstand und Vernunft (Kchr. 451), gelehrt (Thomasin 9229), voll Interesse für die Wunder des Weltalls und der Natur, deren bedeutendsten Ergebnisse er aufzeichnen läßt (Troj. 14225). Er ist der große Weltbezwinger (Eneide 13389 f.): die Gallier und Germanen brachte er unter seine

[29]) I, 1. 87: vgl. dazu auch Grammel, 27 ff.

Botmäßigkeit (Kchr. 257 ff.), eroberte Britannien, führte Kriege gegen Mithridates, Juba, machte Ägypten zu einer Provinz des römischen Reiches und focht gegen Pompejus (Ovid 36, 1). Kühn im Kampfe, stets edel (Kchr. 437) und von stetem Mute (Kchr. 255), gegen seine Besiegten großmütig und mild, unglaublich freigebig gegenüber seinen Getreuen, denen er aus seinen reichen Schatzkammern Gold und Silber austeilen läßt (Kchr. 591 ff.) — so steht der holde Cäsar in seiner ganzen bezwingenden Liebe vor uns. Ist Alexander der wunderbare Eroberer, Cäsar der edle Mensch schlechthin, so ist Augustus der Inbegriff des Kaisertums. Seine Macht und seine gebietende Gewalt erscheint der Cäsars weit überlegen. Denn in seinem Reiche sind Occident und Orient in weitem Bogen umspannt (Ovid 36, 27). Ein weites Reich nennt er sein Eigen, das er herrlich und gewaltig regiert. Das Bemerkenswerteste aber ist der großartige Friede (Pax Romana), den er in allen seinen Ländern verbreitet, zusammen mit der Gerechtigkeit (Justitia), die er walten läßt (Kchr. 606 ff.; Eneide 15405 ff.), eine friedvolle Zeit, in der das Schwert und der Halsperg zu Sichel und Pflug umgeschmiedet werden (Ovid 36, 33).

Alle jedoch überstrahlt der Mythos Karls des Großen, „aller tugende vater" (Rol. 1635). Er ist christlicher Kaiser und germanischer Volkskönig, Held und Heiliger, Richter und Rächer, Kämpfer und Märtyrer. Schon früh hat ihn die Sage umflochten und immer wieder an ihn angeknüpft [30]). Sein hohes Geschlecht wird gepriesen (Will. 3, 30; Roth. 3480 f.; 5191 ff.; Eracl. 4476), und oft findet man in den mittelalterlichen Quellen kühne und sagenhafte Abstammungstafeln von Fürsten und Königen, die ihre Vornehmheit damit dokumentieren wollten. Seine Gewalt über das Reich und die Stämme (Eracl. 4476 f.), sein Triumph über die Heiden (Will. 108, 14), seine Treue gegenüber seinen Mannen (Will. 180, 28), sein großes Friedensreich (Roth. 5192) und sein Gerechtigkeitssinn („Karles lot": Will. 256, 22; Trist. 277) sind stets mit liebender Betrachtung hervorgehoben worden. Er ist das ewige Vorbild der Fürsten des Mittelalters (Will. 6, 9; passim). Die „Kaiserchronik" und das „Rolandslied" haben ihm ein denkwürdiges Monument errichtet — der Kaiser als Kolossalfigur der deutschen Geschichte. Die „Kaiserchronik" unterstreicht mit voller Wucht das Deutschtum des Kaisers. Die den Germanen eingewurzelte Idee des Rechtes als des bestimmenden Elementes, an das Volk und Herrscher gleicherweise gebunden erscheint, findet ihren einmaligen Ausdruck in Karl: als höchster Volkskönig, als Ausdruck des Volkes und der Volkssouveränität gründet er das Recht und macht es für ewige Zeiten gültig und verpflichtend (Kchr. 14757 ff.; 14814; Rol. 703). Einige Bestimmungen erhärten diese Festsetzung (Kchr. 14791 ff.). Überall, wo der Kaiser weilt, hält er sein Gericht (Kchr. 14382; 14768), setzt er seine „pfahte" (14757; 14827), zeigt sich als rechter Richter (14414), der jedem nach seinem Volksrecht Gerechtigkeit widerfahren läßt, selbst die Römer in ihren Rechten unangetastet wissen will (14664). Auch die strafende Gerechtigkeit handhabte er; mit dem Schwerte rächt er die Unbill (14537) und gibt den Schuldigen ihr gerechtes Urteil (14642). Er sorgt dafür, daß man das Recht hochhält (14770), die Zehnten und Wittümer unangetastet läßt (14785), Eigen und Lehen des Herren achtet (14828) und das Unrecht meidet (14772). Was einst Solon den Griechen, das war Karl der Große dem Mittelalter: der Richter und Gesetzgeber. Aber der Kaiser wurde auch auf den Altar gehoben; er wurde zur

[30]) Rauschen, 130 ff. Bartsch, Rolandslied. Einleitung, VI ff.

Heiligenfigur, lange bevor man ihn wirklich kanonisierte [31]). Sein schönes Verhältnis zum Papst, seine Schirmherrschaft über die Christenheit ist schon umrissen worden. In seinem Wesen lag die Heiligkeit: mit heißer Inbrunst liebt er Gott, fleht ihn an, ihn nicht in Versuchung fallen zu lassen (14342 ff.), besucht barfüßig und demütig die Kirchen Roms, um in ihnen zu beten, fleht in St. Peter den Apostel um Hilfe an (14689; 14710), wird von himmlischen Stimmen aufgefordert (14316; 14589), erwirkt durch sein Gebet die Heilung des Papstes (14725). Um seine Gestalt west das Wunder (14989 ff.), und wenn er auch voll der Gnade ist, so wird er doch nicht vermessen, sondern beichtet seine heimliche Sünde dem hl. Egidius (15015 ff.). Zusammenfassend schließt der Verfasser der „Kaiserchronik" geradezu mit Formeln, die an eine Litanei erinnern:

Karl was ein wârer gotes wîgant,
die haiden er zu der christenhaite getwanc.
Karl was chuone,
Karl was scône,
Karl was genaedic,
Karl was saelic,
Karl was teumuote,
Karl was staete,
unt hête iedoch die guote.
Karl was lobelîch,
Karl was vorhtlîch,
Karlen lobete man pilîche
in Rômiscen rîchen
vor allen werltkunigen. (15073.)

Alle diese Eigenschaften treten auch im „Rolandslied" auf und werden hier in ähnlich litaneienhafter Form gerühmt (697 ff.; 2244 ff.). Der große Kaiser, der alles Erdreich bezwungen, die Griechen, Russen, Polen, sowie die deutschen Stämme unter seine Botmäßigkeit brachte, seine Gewalt sogar über England, Aquitanien und Spanien erstreckte (1770 ff.), ist zugleich von einer rührenden und patriarchalischen Anhänglichkeit und Treue für seine Mannen. Kaiser und Vasallen weinen bei der Belehnung Rolands mit Spanien (3133), und beim Abschied seines Liebsten und Besten vergießt er Tränen, küßt und drückt ihn an seine Brust und umfängt ihn mit seinen Armen (3216 ff.). Als er das Horn Rolands hört, steigt ihm eine dunkle Ahnung herauf, und der Angstschweiß steht ihm auf der Stirne (6075). Er bricht eiligst auf und findet dann nur noch den toten Heldenjüngling; er nimmt den entseelten Leichnam in seine Arme — gleichsam eine männliche Pietà —, von Schmerz aufgewühlt und Blutstränen vergießend (7485 ff.). Dies sind unvergleichliche Gemälde des lebendigen Kaisers. Und doch ist sein Bild schon der Wirklichkeit entrückt, zum Mythos, zum Heiligen geworden: unvergleichbar erscheint er (691) und von einer göttlichen Unverletzlichkeit (2284), von überstrahlender Weisheit (712). Aus seinem schönen Antlitz leuchten zwei Augen, wie der Morgenstern so hell, daß die Boten des heidnischen Königs, von dem Glanze geblendet die Augen schließen müssen wie vor der Sonne am Mittag. Im Rate thront er fast wie die Weisen des Altertums, mit wallendem Bart, das Haupt geneigt, wobei ringsum ein eisiges Schweigen herrscht, indessen in der gewaltigen

[31]) vgl. auch Rauschen 134.

Seele, beherrscht und unbeobachtet von den Umstehenden, die Leidenschaften sich bekämpfen. Das ist die Statue Karls: des greisen und weisen Täters — der „heilige Kaiser", wie ihn Konrad sieht und auch nennt (2861; 9001).

Das geschichtliche Bild scheint sich mit jenen vier Gestalten der Weltgeschichte abzurunden. Dennoch wäre es ein Mangel, ließe sich die Betrachtung nicht durch ein echt nationales Element vervollkommnen. In anbetracht der germanisch-deutschen Verfassungslage des mittelalterlichen Staates kennt auch die Dichtung die echte staatliche Spannung, die, wenn sie unerfüllt, zum Verhängnis wird: die Spannung zwischen König und Gefolgsmann, Kaiser und Fürst, Reich und Stamm. Das gehört nicht in den Codex weltgeschichtlicher Ideen, sondern ist allein germanisch bedingt. Insofern ist es das Gesetz der deutschen Geschichte. Mächtige Gegenbewegungen treten immer wieder auf, drohen die Einheit des Reiches zu zerstören und zu sprengen. Sie werden in den großen Gefolgsmannen und Vasallen personifiziert, die schon im germanischen Heldenlied und dann in der deutschen Dichtung zur stehenden Figur geworden, als Freund, Berater, Vertrauter, Fürst — ob freundlich oder feindlich — hervortreten und oft, wie im Nibelungenlied, demjenigen, dem sie dienen, wuchtig überlegen sind. Dabei macht es wenig aus, ob sie Getreue oder Feinde des Reiches sind, oft sind sie es ja in einer Person, jedenfalls stehen sie im Mittelpunkt. Daß es im 12. Jh. vornehmlich große bayrische Vasallen sind, ist aus der ganzen damaligen welfischen Machtsphäre zu verstehen und weiter nicht verwunderlich. Im „Rolandslied" stehen sie zu Kaiser und Reich, hängen mit rührender Treue an ihrem König, für den sie in aller Welt streiten (6825 ff.; 1166 ff.), für den sie noch vor ihrem Tod inbrünstig beten, Gott möge ihn in seine Gewalt nehmen und seine Feinde zu Fußschemel seiner Füße machen (6494 ff.). In keiner Not weichen sie von ihrem Kaiser und dienen ihm bis zum Tode (131). Neben dem Strahlendsten, Roland selbst, hebt sich die Figur des Bayernherzogs Naimes hervor, einer der hehrsten am Hofe, ein jugendlicher Held, die Zierde des Kaisers, bei dem er in großer Huld steht. Er hat die besten Ritter, die noch nie gefangen oder besiegt wurden, erwählte Streiter, die stets in erster Linie kämpfen (1011). Alt und Jung liebt diese Großen, sie selbst prunken mit großem Aufwand und führen ein luxuriöses Leben (1866), leisten sich kostbare Schwerter und Waffen (1597). Und wie hier sind sie auch im „Rother" mächtig und überragend wie Berchter, Lupolt, Wolfrat, jedoch durchaus treu und stets eifrig für die Ehre Rothers eintretend. Zuweilen aber erheben sie sich und stehen auf wider den Kaiser; an der Spitze ihres Stammes sind sie entschlossen, ihre Rechte und Sitten, ihr heimisches Dasein zu verteidigen gegen Übergriffe und Anmaßung des Kaisertums. So verkörpern sie in glänzender Weise die immer wieder hervorbrechende Auseinandersetzung zwischen Reich und Stämme, zwischen Einheit und Partikularismus. Die „Kaiserchronik" ist voll derartiger Situationen. Schon unter der Regierung des Kaisers Severus entsteht dem römischen Reiche ein Rebell aus Bayern, Herzog Adelger:

vil dicke getet er
wider rômiscem rîche (6627)

heißt es von ihm. Severus zieht ihn zur Verantwortung, und zur Strafe wird er im Senat geschoren. Die Treue des bayrischen Stammes zu dem angestammten Herzog zeigt sich sofort darin, daß sie die Strafe, die ihr Führer erlitten, selbst an sich vollziehen: sie scheren sich alle. Denn es sei ihre Gewohnheit

daheim, was einem zu Leide geschähe, das müßten sie allesamt erdulden (6770)). Als der Kaiser den Helden später nochmals vor sich lädt, dieser aber nicht kommt, rüstet er sich zum Kampfe. Die Römer werden von den Bayern bei Brixen vernichtet, und voller Scham beklagt der Kaiser seine Niederlage: „Rôme, dich hât Baierlant gescendet alsô sêre" (7125). Wird hier der bayrische Aufstand aus welfischer Perspektive geradezu gesetzmäßig gehalten, so geschieht das keineswegs bei dem sächsischen Aufstand unter Karl dem Großen (14851). Das ist nämlich ein unerlaubter Streit gegen das Reich. Die übermütigen Sachsen wollen den Kaiser nicht in ihrem Lande empfangen; ihre Fürsten, die immer wieder das Land aufwiegeln, wie Witekind, üben ihre alte Sitte und fechten für heimischen Brauch. Sie werden aber besiegt, viele erschlagen und ihre Fürsten macht- und rechtlos gemacht. Der Aufstand der beiden Brüder Germar und Gutwin unter Ludwig dem Frommen, die sich weigern, dem König Heer und Gefolgschaft zu leisten, wird von dem Kaiser auf den Reichstagen zu Oppenheim und Mainz erledigt: die Rebellen werden geächtet und später enthauptet (15126 f.). Wieder erscheint ein Bayernherzog unter Lothar als Empörer; er weigert sich, auf dem Hoftag des Königs zu erscheinen und beruft sich auf s e i n e Gerichtsbarkeit in Regensburg. Nach anfänglicher Niederlage Lothars sammelt der Kaiser ein Heer, belagert und gewinnt Regensburg und schlägt die Aufständischen. Der Herzog aber räumt das Reich (15244 ff.). Der Bruderzwist unter Lothar, ebenso der Streit der Konradiner und Babenberger unter Konrad I. wurde schon erwähnt. Kurz wird auch von den aufsässigen Schwabenherzögen Erchenger und Berthold gesprochen, die nach Beschluß des Hoftages von Würzburg enthauptet werden (15746 ff.). Dem jungen Otto III. treten die Grafen Dietrich und Wilhelm vom Rhein entgegen mit der Begründung, der König sei ja noch ein Kind; sie verschmähten es, ihm zu dienen; man solle eine freie Königswahl treffen und einen Fürsten wählen, der eine reife Überlegung besäße; die Arbeit des Reiches erfordere mehr, als man von einem Kinde verlangen könne. Otto versucht, die beiden mit Lehen und Schatz zu gewinnen. Doch es hilft nichts, und durch die Mitwirkung des Bischofs von Würzburg, der sie dem Kaiser überantwortet, ereilt sie die gerechte Strafe (16078 ff.). Unter Heinrich IV. ist schier das ganze Reich in Aufruhr. Eine große Verschwörung der Sachsen wird an der Unstrut niedergeschlagen (16570 ff.); die Fürsten wählen in Bonn einen neuen König, welches die Veranlassung zu einem allgemeinen Zwiespalt im Reich ist (16822 ff.). Schließlich beginnt unter Lothar der staufisch-welfische Gegensatz, der dann zum größten Vasallenkampf führt, zum Kampf Heinrichs des Löwen gegen Friedrich Barbarossa. Es ist schon bemerkt worden, daß gerade Heinrich der Löwe in welfischer Dichtung unter der Maske des Herzogs Ernst erscheint [32]). Denn wie diese Dichtung eine akute Zeitspannung unter der Gestalt eines bereits sagenhaft gewordenen Herzogs darstellt, ebenso symbolisiert sie alle großen und bekannten Rebellen der deutschen Geschichte in e i n e r Person; sie trägt die Züge der Reichsaufständischen von den Karolingern bis zu den Hohenstaufen. Es ist darum nicht angebracht, e i n e m geschichtlichen Vorbild a l l e i n zu verfallen. Von all den Empörern und Aufständen, die Bartsch ausfindig gemacht [33]), sind mehr oder weniger Züge in die Dichtung übergegangen, und so wurde der „Herzog Ernst" das klassische

[32]) Naumann, Höfische Kultur, 59.
[33]) Herzog Ernst. Einleitung, LXXXV ff.

Empörerepos mit jenem echten und schönen Zug der Versöhnung und Einordnung ins Reich. In ihm ist das historische Geschehen der deutschen Geschichte denkmalhaft monumentalisiert und als Symbol aufgerichtet. Kaiser Otto ist den Intrigen am Hofe ergeben und hört auf die falschen Eingebungen eines mächtigen, aber verruchten Ratgebers, des Pfalzgrafen, der den Herzog Ernst aus seiner Machtstellung verdrängen will (646 ff.). Diesem gelingt es auch, den Kaiser gegen den Herzog aufzubringen. Otto, ganz unbeherrscht, überläßt sich seinem Zorn und beschließt das Verderben des Herzogs. Die Anklage bringt vor, Ernst wolle den Kaiser aus dem Reich verstoßen, sich an seine Stelle setzen und dessen Erbe und Ehre gewinnen (680 ff.). Da aber durch diese blöde Verleumdung der Herzog des Kaisers Huld verliert und ihm überdies noch das Recht verweigert wird, sich vor Kaiser und Reich auf einer „rehten teidingen" (1154) zu verteidigen (972 ff.), wird der Kaiser in Unrecht gesetzt und der Herzog zum schuldlos Angeklagten gestempelt. Es kommt zum Hoftag in Speier (1243 f.). Der Herzog dringt in des Königs Hof, schlägt wutentbrannt dem gemeinen Pfalzgrafen das Haupt ab, nimmt sich also selbst das Recht der Rache, und entkommt mit seinen Mannen. Der Kaiser, der bei dem Auftritt ängstlich über eine Bank springt und sich dann in die Kapelle flüchtet, läßt sich nun herbei, über ihn die Reichsacht zu verhängen, ihm sein Eigen, Lehen und Erben zu entziehen und eine Heerfahrt gegen ihn zu beschließen (1418 ff.). Die Burgen werden niedergebrochen (1680), und als der Herzog seine Machtbasis schwinden sieht, räumt er das Reich, und nach abenteuerlichen Wanderungen und Fahrten im Orient und dem hl. Lande kehrt er dann zurück und söhnt sich mit dem Kaiser aus.

Das sind in kurzem die Züge des Vasallenkampfes, wie er hier vorliegt. Die Räumung des Reiches durch den Herzog ist historisch nicht richtig, doch eine beliebte Vorstellung. Dasselbe tut auch jener bayrische Herzog unter Lothar (Kchr. 15292), das gleiche auch Graf Rudolf, dessen geschichtliches Vorbild man so gern in Hugo II. Puiset sieht [34]). Allein der Hinweis auf Hugo, den rücksichtslosen Räuber und Wegelagerer [35]), sowie auf das ewige Motiv der Aufstände der französischen Barone gegen den König ist nicht richtig, zumindestens schief. Denn das Entscheidende in der deutschen Dichtung und damit das Unterscheidende von der französischen muß hervorgehoben werden: Ernst und Graf Rudolf stehen in dem Ordo des Reiches, sie anerkennen seine Existenz und finden darin Heil und Verderben [36]).

---

[34]) H. Sybel, Über die geschichtliche Grundlage des „Grafen Rudolf". Z. f. d. A. 2 (1842). S. 242 ff.

[35]) Über ihn unterrichtet: Suger, Vie de Louis le Gros éd. H. Waquet. Paris 1929, an verschiedenen Stellen.

[36]) Dies soll weiter oben noch ausgeführt werden.

III. Kapitel:

Die Wirkung der Kreuzzüge und des Rittertums auf die Geschichtsgrundlage der Epik.

Es ist jedoch nicht so, daß Sinn und Anschauung der Geschichte im Mittelalter immer gleich gewesen wäre. Auch hier gibt es wie in der Dichtung verschiedene Grundformen und Entwicklungen. Sie kamen mit geistigen Wandlungen, die immer mit großen Ereignissen verknüpft sind. Gerade die Kreuzzüge haben im Verlauf des 12. Jh. entscheidend gewirkt. Ihre Bedeutung für die Poesie hat Odericus Vitalis nachdrücklich betont [37]). Von ihnen aus wurde eine Umstilisierung der Geschichte vorgenommen, die die ganze Kultur beeinflußte. Nach dem Investiturkampf wurde eine neue weltgeschichtliche Spannung erzeugt: der Kampf des Heidentums gegen das Christentum. Hatte schon Otto von Freising den Gegensatz zwischen Weltstaat und Gottesstaat verschärft [38]), so wurden jetzt aus den ineinandergeschlungenen zwei Reichen zwei gegensätzliche Welten. Aus dem passiven Kampf des Urchristentums wurde ein aktiver Weltkampf, zu dem eine neue Einheit geschaffen werden mußte, die Einheit von Krieg und Frieden, Schwert und Kreuz, Krone und Märtyrerkranz. Zu diesem Zwecke mußte auf der ganzen Linie umstilisiert werden, und dies mußte in Dichtung und Mythos seinen weltgeschichtlichen Niederschlag finden.

Das Kreuz stand im Mittelpunkt der Kriege; seine Wiedergewinnung und seine Erhöhung hatte sich bereits an die Namen Heraclius und Helena geknüpft (Kchr. 10385 ff.; Eracl. 4195 ff.). Nun aber wurde dieser Krieg von dem ganzen Abendland heilig gesprochen und mit Eifer betrieben. Mitten in die Berichte und Dichtungen werden Kreuzpredigten eingeschoben, um Luft und Atmosphäre zu schaffen [39]). Darin wird aufgefordert, Jesus als Vorbild zu betrachten, seines Todes Waffen zu tragen (Will. 17,3), seinem Leidensweg nachzufolgen (Rol. 245 f.) und in seinen Dienst zu treten (Will. 19, 28), um die Krone des Märtyrertums zu erwerben, die heller leuchte als der Morgenstern (Rol. 105). Gott werde sein auserwähltes Volk sicher durch das Rote Meer geleiten (Roth. 3939) und es wie die Juden ins gelobte Land führen (Kchr. 11210 f.). Dort erhielten sie ihr „alterbe" (Rol. 4125; Eracl. 4769). Sie sollten ihre Herzen reinigen (Rol. 266) und als heilige Pilgrime das Kreuz tragen. (Rol. 245; Eracl. 4760 f.; Will. 17, 10 f.; 303, 28 f.; vgl. Roth. 3933; 4057 ff.; 4072 f.; 4125 ff.). Natürlich werden auch die Schandtaten der Heiden aufgezählt (Rol. 200 ff.), wie sie in jeder Kreuzpredigt üblich waren, und wie sie schon Papst Ur-

---

[37]) Historiae ecclesiasticae L. III. Éd. Aug. de Prevost. Paris 1838. S. 574.
[38]) Spörl, 40.
[39]) Vgl. dazu G. Wolfram, Kreuzpredigt und Kreuzlied. Z. f. d. A. 30, 89 ff.

ban II. erwähnte [40]). Damit ist aber auch die Gegenwelt hervorgetreten, die bekämpft wird, und die im Gegensatz zu den Getauften kurzweg die Heiden genannt werden (Will. 8, 28). Denn die Taufe ist das unterscheidende Merkmal der beiden Welten, sie erhöht oder mindert den Wert (191, 15 ff.). Wie erscheint nun das Bild der Nichtgetauften, oder wie wird diese neue Gegenwelt von der Geschichte umrissen? Mit Vorstellungen, die das Christentum vor allem dem Alten Testament entnahm, in dem ja der schärfste Unterschied zwischen dem auserwählten Volk der Juden und den Heiden existiert, wurde die Masse unterschiedslos beschrieben: sie waren „des tievels holde", Teufelskinder (Eracl. 4690; Rol. 60), Hunde (Rol. 8420), wild (Osw. 1109), „boese liute" (Eracl. 4762), eine „verworhtiu" und „meintâtege thiet" (Eracl. 4767; Rol. 1929) [41]). Wie konnte dieses Volk eine andere Religion haben, als sie ihrem eigenen Charakter entsprach [42])? Ihr Gründer ist jener Machmet, der zur Zeit der Kreuzerhöhung von einem heidnischen Vater und einer jüdischen Mutter geboren wurde, der große Mehrer des Unglaubens, der die Welt verkehrte und die Seelen verdarb (Eracl. 5309 ff.). In Mekka begann er seine Lehren auszubreiten (Will. 193, 3), die Lehre des Polytheismus, der Vielgötterei; denn die Heiden haben nach den Vorstellungen des Mittelalters ungewöhnlich viele Abgötter. „Rolandslied" nennt 700 (3492) und „Orendel" spielmannsgemäß 72 (3297). Von ihnen ist Machmet der liebste Gott (Will. 9, 8), der „got von tolled" (Toledo), wie er „Morant" 3584 genannt wird. In seinem Gefolge erscheinen dann eine ganze Reihe anderer Götter: Apollo, Jovinus, Saturn, Mars, Tervigant, Bilwit, Kahun etc. (Rol. 34; 308; 2651; Will. 11, 16; 324, 6; 358, 12; Morant 3311) [43]). Wie ihr Kult so ist auch ihre Lebensweise perfid [44]); die Götter verführen sie schon dazu: „upih ist ir gekôse" (Rol. 808), und sie selbst leben unkeusch (Rol. 33) und huldigen der Blutschande (Osw. 317). Sie sind dumm, töricht, einfältig (Roll. 285; passim.), typische Frauenritter (Will. 349, 3; passim). Ähnlich stellen sich auch die Heiden die Christen als Säufer und Luderer vor (Will. 44, 10). Wie wenig eine solche Welt dem Christlichen entsprach, wie wenig sie dem Höfischen glich, veranschaulicht auch ihre Staats-, ihre Kriegs- und Kampfesweise. Ihre Taten sind nicht „hovebâre" (Rol. 3084). Ihr Herrschertum ist maßlos. 72 Könige regieren in der Wüste Babylons (Roth. 2651; Orendel 400 ff.). Der König von Bagdad besitzt zwei Drittel des Erdkreises, ist Papst und Herrscher zugleich und ihm sind ungeheuer viele Könige

---

[40]) Die Rede Urbans II. auf dem Konzil von Clermont ist nach den Quellen zusammengestellt bei Paulot, Un pape francais. Urbain II. Paris 1903. S. 321 ff.

[41]) Naumann, Der wilde und der edle Heide, 86 f.; „perfidi pagani" werden sie vielfach genannt, z. B. Gesta Francorum X, 36. éd. Louis Bréhier. Paris 1924 (= Les classiques de l'histoire de France au moyen âge p. p. L. Halphen), S. 192.

[42]) Dies hat Guibert von Nogent, Gesta Dei per Francos II, cap. 2. M. P. L. 156, S. 686 ff., glänzend auseinandergelegt. Der Glaube der Orientalen, so führt er etwa aus, ist stets schwankend und neuerungssüchtig und weicht von der Wahrheit ab. Diese Menschen, unter heiterem Himmel geboren und in reinerer Luft, sind von leichterer Körpergestalt und daher schnelleren Geistes, den sie zu allen Dingen mißbrauchen. Daher beugen sie sich auch nicht unter die Herrschaft der Höhergestellten. Da liegt der Grund für die ungläubigen Tendenzen, die hier einen nahrhaften Boden finden.

[43]) Vgl. Denecke, 76, 78 ff. Gegen die Anschauungen von dem Polytheismus der Heiden nimmt bereits Otto von Freising, Chronicon VII. cap. 7, 317, Stellung: „... weil bekanntlich die Gesamtheit der Sarazenen Verehrer e i n e s Gottes ist ..."

[44]) Guibert II. cap. 2, 686 ff. spricht von der ganzen üppigen Lebensweise derselben und nennt Mohammed ein „epikureisches Schwein".

hörig (Parz. 13, 16). Sie gebärden sich übermütig und vermessen, halten einen Hof mit 36 Herzögen und 50 Grafen (Salm. 22, 1 ff.), und wenn die Heidenschar vor ihnen paradiert, nehmen sie die Züge des harten, despotischen Gewaltherrn an (Rol. 3331 ff.). Mit phantastischen Heeren ziehen sie in den Krieg, darunter Horden von Negern aus Afrika und Äthiopien (Rol. 3297; 6338), mit einem großen Teil von Königen (Rol. 7152) aus zum Teil seltsamen Ländern und Reichen, eindrucksvolle Souveräne (Will. 26, 25 ff.), die voll Übermut sind, maßlos, wider Gott, Verächter der Christenheit (Rol. 3478). Dieser ungeheure Koloß von Heerscharen ist so groß, daß von der Erde nichts mehr sichtbar ist (Rol. 3502), und mit ihren 7000 Hörnern verursachen sie einen solchen Lärm und Schall, daß die Vögel all vom Himmel fallen (Rol. 3536). Die Verwüstung ist greuelhaft, die sie anrichten; sie reiten in das Land, stiften Raub und Brand, zerstören die Gotteshäuser und schlagen den Feinden die Köpfe ab (Rol. 201 ff.; 3569); selbst die Boten töten sie gegen alles Recht (Osw. 304). Den getauften Frauen werden die Brüste abgeschnitten und ihre Kinder gemartert (Will. 297, 14; vgl. 339, 3).

Das waren die Gegner, wie sie im Lichte der Kreuzzugspropaganda gezeichnet wurden. Nun brachen die Scharen christlicher Ritter auf, die in heiligem Idealismus die Befreiung des Grabes Jesu von jener Pest des Erdkreises auf ihre Fahnen schrieben. Kreuzzugsbilder und -situationen hat uns die Dichtung der Zeit schier lückenlos gegeben, und es soll versucht werden, einige Dokumente aus ihr zu entnehmen.

Jerusalem war lange in den Händen der Heiden, bis es von Gottfried von Bouillon, der dort begraben liegt, zurückerobert wurde (Eracl. 356 f.). Das war im ersten Kreuzzug, der Anfang des Krieges gegen die Heiden. Für einen solchen Krieg warben die Priester in Predigten und Aufrufen (Will. 304, 24), oder es stand einer auf, der sich in mächtigen Worten und „mit sîner suozen lêre" an die Könige und Fürsten seiner Zeit wandte wie Bernhard von Clairvaux (Kchr. 17280). Die Ergriffenen nahmen dann das Kreuz (Will. 17, 10; 304, 19; Osw. 1591; Rol. 167; Ernst 1854) und hefteten es sich auf ihren Waffenrock (Eracl. 4959; Will. 407, 5). Der Fürst forderte weiter seine Magen und Mannen auf (Ernst 1810), es stoßen auch fremde Waller aus verschiedenen Ländern dazu (Ernst 1915), und dann beginnt jenes „varn durch got zum heiligen grabe" (Greg. 572), „durch got" übers Meer (Ernst 1854; Or. 297 ff.), das seinen mystischen Zauber nie wieder verliert. Ein Teil schifft sich zu Bari ein, dem Auszugs- und Rückkehrhafen von Jerusalem (Kchr. 16604; Ernst 5786; Roth. 780; Or. 3065), ein anderer Teil zieht über Land durch Ungarn und Bulgarien nach Konstantinopel (Ernst 2010 f.), der „mêren burg" (Roth. 68), berühmt durch ihren Reichtum und geheiligt durch die Spuren der 7 Apostel, die darin weilten, und durch das Andenken der hl. Helena (Roth. 4397 ff.). Dort finden die Kreuzfahrer zum Teil gute Aufnahme, Herberge und Speise bei dem Kaiser (Ernst 2037) oder werden für seine politischen Machtinteressen benutzt (Roth. 2601 ff.). Im „Rother" jedoch steht die Gestalt des griechischen Kaisers in jenem ungünstigen Licht, wie sie in zahlreichen Berichten von Kaiser Alexios Kommenos geschildert wurden. Mit Ironie wird seine unglaubliche Anmaßung, sein Übermut und seine Prahlerei hervorgehoben (2588 ff.), seine Trunksucht (1020); er ist feige, schwach und kopflos und wendet sich in kritischen Situationen an seine Frau, um von ihr Rat zu holen (1060 ff.; 1172 ff.; passim). Dabei ist er von unglaublicher Grausamkeit

und läßt die Boten Rothers einkerkern. Auch Thomasin findet es lächerlich, daß sich der griechische Kaiser „heilig" nennen läßt, wo er doch so viele Grausamkeiten auf dem Gewissen habe (10605 f.) und verflucht darum diese Dynastie (11003). Wie im „Rudolf" der Neid des griechischen Kaisers hervortritt, so trifft ihn auch der Vorwurf eines verbrecherischen Geizes, wenn er die Schiffe fremder Ritter berauben läßt (Roth. 386 f.). Der Haß gegen das griechische Kaisertum gerade im „Rother" zeugt von der normannischen Luft, die diese Dichtung umweht [45]). Die Meerfahrten, d. h. die Kriegszüge der süditalischen Normannen nach Griechenland, ihre ständige Rivalität mit dem griechischen Kaiser, ihr heimliches Streben, in Griechenland festen Fuß zu fassen, was nicht zuletzt der Grund war, warum gerade sie sich den Kreuzzügen anschlossen, sind in enormer Weise normannische Züge, und selbst die Gestalt des hl. Michael (Roth. 4445) ist eine normannische Realität. Der Kampf mit den Heiden wird dann in allen Dichtungen gefeiert, und er endet mit der Befreiung Jerusalems (Eracl. 356 f.), wenigstens im ersten Kreuzzug. Die Pilger und Krieger ziehen unter dem Geläute der Glocken, Loblieder singend und Kreuze vorantragend, demütig, wie es dem Ort gebührt, in Jerusalem ein und opfern am Grabe des Herrn (Rudolf B 12; Ernst 5667 ff.; Eracl. 5268 ff.).

Sind dies die allgemeinen Züge, wie sie in jedem Kreuzzuge in die Erscheinung treten, so gibt die „Kaiserchronik" speziell noch einen Bericht vom ersten Kreuzzug im Anschluß an Ekkehard von Aura (Kchr. 16618—16789). Danach brach Gottfried von Bouillon mit vielen Herren auf und zog durch Ungarn, Bulgarien, Rumänien nach dem Osten. Vor Antiochia lagerten sie sich, um die in der Stadt verschanzten Heiden zu bedrängen. Nach kurzem Widerstand wurde die Burg erobert und die Heiden alle erschlagen. Inzwischen rückten fünf heidnische Könige heran, um die Stadt zu entsetzen. Die Kreuzfahrer gerieten in große Not und Mangel an Lebensmittel, so daß man einen Esel für 30 Pfennige verkaufte und die stinkenden Leichen der Erschlagenen essen mußte. Unsägliches Leid herrschte, und viele starben des Hungers. Da wurde ein heiliger Speer gefunden — die Lanze des Longinus — und die Begeisterung darüber flößte den hungrigen und müden Kämpfern solchen Mut ein, daß sie in wenigen Stunden 50 000 Heiden erschlugen. Solche Kraft gab ihnen Gott. Nachdem also Antiochien gewonnen, zogen die Ritter vor Jerusalem, worin zahlreiche Heiden waren. Schon am Burgtor und vor den Mauern kam es zur Schlacht. Doch gelang es Wiker und Friedrich, in die Stadt einzudringen und die Burg zu besetzen. Die Heiden flohen auf die Türme, um sich zu schützen und um von hier aus zu werfen und zu schießen. Sie kamen aber in den Flammen um. Da rüstete sich der König von Babylon mit einem großen Heere, um die Burg wieder zu gewinnen. Gottfried hielt eine Rede an die Streiter und entflammte ihren Mut. An dem Salkatha kam es zum Kampf, und da die Christen durch die mörderische Hitze Durst erlitten, sandte ihnen Gott vom Himmel süßen Tau. Die Heiden aber flohen oder starben vor Durst, ohne Schwertschlag. Die einen ertränkten sich, die anderen wiederum verbargen sich hinter Dornengestrüpp. Die Christen jedoch zogen selbst bis Babylon und wüteten derart, daß der Heiden Land vom Aase stank. Dann kehrten sie nach Jerusalem zurück und gründeten das Königtum. Von

[45]) Vgl. dazu Fr. Panzer, Italische Normannen in deutscher Heldensage. Deutsche Forschungen H. 1. Ffm. 1925, S. 27, 41, 49 ff., 55. Über St. Michael und die Normannen vgl. E. Gothein, Kulturentwicklung Süditaliens, Breslau 1881, S. 55.

hier aus erfochten sie das ganze Königreich, eine Tat des Herzogs Gottfried, der aller weltlichen Ehre voll war. Er wurde dort begraben; seine Seele ist heilig und rein.

Die Kreuzzüge waren demnach eine große christliche Tat des aufkommenden Rittertums; was noch wichtiger war, sie erweiterten den Gesichtskreis des abendländischen Menschen weit über die damals bekannten Grenzen hinaus. Das von den Priestern gesegnete Schwert hatte diesen Raum erfochten durch eine Reihe glanzvoller Taten und Ereignisse, die nun mit überschwenglichen Worten von den Schriftstellern gefeiert wurden. Man braucht nur die Einleitung von Guiberts „Gesta Dei per Francos" zu lesen, um einen Begriff von der ganz neuen Art, Geschichte zu sehen, zu bekommen [46]), wie alles unter dem Aspekt des Kreuzzugs seine Wertung erhält, und die helle Entdeckerfreude zu spüren, die im „Alexander", „Herzog Ernst", „Rother", „Parzival" und anderen Epen hindurchleuchtet, die große Freude an einem neuen Raum. Jetzt wurden allenthalben die historischen Ereignisse geflissentlich umstilisiert oder in die Dichtung gerückt: die Kreuzzugspredigt Bernhards unter Konrad III. (Kchr. 17275 ff.), die Einnahme Jerusalems durch Saladin 1187, der Zustand und die politische Lage im Königreich Jerusalem zwischen 1180/1190, die Krönung Guido von Lusignans 1186 („Orendel") [47]); die Lebensschicksale Hugos von Puiset und die Jerusalemzüge Dietrichs von Flandern („Graf Rudolf") [48]); die Belagerung und Eroberung von Akka 1190/1191 und das heldenmütige Hervortreten Friedrichs von Schwaben („Salman") [49]); die Reise Heinrichs des Löwen nach Jerusalem („Herzog Ernst") [50]); die fromme Haltung der Fürsten am Grabe Jesu wie Fulkos von Anjou und Gottfrieds von Bouillon (Eracl. 5242 ff.) [51]); das lateinische Kaisertum („Athis und Prophilias") [52]). Aber nicht nur die Gegenwart bricht in diese Dichtung ein, es erfährt auch vor allem die Vergangenheit in ihren poetischen und historischen Ereignissen eine gewaltsame Umstilisierung. Wie weit diese Umbiegung aus der Kreuzzugsperspektive herausgeht, mag man daran ermessen, daß die gewaltsame Trennung der Arabel von ihrem Manne, doch wohl ein Ehebruch, nicht nur erlaubt, sondern noch durch die Taufe gerechtfertigt und geheiligt wird; daß der historische Herzog Ernst, obwohl er niemals in Jerusalem war, noch dazu einen Kreuzzug unternimmt; daß des Vespasians Kampf gegen den König von Babylon und Afrika sofort den Kreuzzungston dadurch erhält, daß die Babylonier Heiden genannt werden, obwohl es doch Vespasian ebenfalls ist (Kchr. 5228). Konstantin der Große bricht gegen die Scharen der Heiden, die seine Mutter Helena gegen ihn heranführt, mit den Gedanken eines Kreuzfahrers auf (Kchr. 8422 ff.), und der Kaiser Heraclius ist in der Eigenschaft als Befreier des Kreuzes aus den Händen Chosroes ein zweiter Gottfried von Bouillon (Kchr. 11156 ff.; Eracl. 4587.). So wird auch Heinrichs des Stolzen und Lothars Kampf gegen die sizilischen Normannen 1136/1137 als

[46]) I. cap. 1, 683 ff.
[47]) Ehrismann II, 1. 344; vgl. dazu A. E. Berger, Orendel. Einleitung LIX.
[48]) Sybel (Anm. 34).
[49]) Fr. Vogt, Salman. Einleitung CXII.
[50]) Bartsch, Herzog Ernst. Einleitung CIX ff.
[51]) Fulko Nerras merkwürdige Demütigung und Geißelung durch die Straßen Jerusalems zeugt von der Gewalt des Grabes auf die mittelalterlichen Menschen. Seine Gestalt wurde übrigens sehr sagenhaft; über ihn L. Halphen, Le comté d' Anjou au XIe siècle. Paris 1906. S. 126 ff. 211 ff.
[52]) Ehrismann II, 2 S. 112 ff. W. Grimm, Athis und Prophilias Bl. 1846, S. 50 ff.

Kreuzzug angesehen (Kchr. 17178 ff.; Rol. 9046) und Rothers Brautwerbung in Konstantinopel geht ohne einen Kampf mit dem König Ymelot nicht ab (Roth. 4125 ff.). Ganz phantastisch gehen hierin die sogenannten Spielmannsepen vor. Neben der märchenhaften Sage der Brautfahrt nach dem Orient wird die Heerfahrt des hl. Oswald motiviert: der Bräutigam werde den christlichen Glauben mehren (Osw. 68; 1528). Vielleicht fährt er selber nur dahin, um seine Braut zu einer Christin zu machen, denn der Engel befiehlt ihm ja, ausgerechnet eine Heidin, nicht eine Christin zu nehmen (65). So steht hart neben der Brautfahrt das ewige Leben durch Kreuzestod (1544), neben der Gewinnung der Frau die große Massentaufe (3121 ff.). Im „Orendel" wird der Held sogar zum unbezwinglichen und fanatischen Verbreiter des Christentums (2505; 2828 ff.; 3114 ff.; 3243 ff.), und wie fast die ganze Luft des Kreuzzugs diese Geschichte umhüllt, so endet sie auch mit der Gewinnung einer Frau, die Erbin des hehrsten Königtums ist, desjenigen von Jerusalem. Der Verfasser von „Salman und Morolf" findet es ganz in der Ordnung, den weisen König Salomon von Judäa zu einem Christen umzustempeln, um gegen die Heiden einen Kreuzzug zu liefern. So müssen auch die Rebellen gegen das Reich die Heimat verlassen, um im hl. Lande sich neue Lorbeeren im Kampfe mit den Muselmännern zu holen; das ist die Situation von Herzog Ernst und Graf Rudolf. Die größte Umformung in dieser Hinsicht hat jedoch Karl der Große selbst erfahren. Man sieht jetzt sein Hauptverdienst als Triumphator über die Heiden (Will. 108, 14), und über allen Tätigkeiten dieses großen Kaisers werden hauptsächlich die Taten für die Sache des Christentums hervorgeholt. Das lag ja nahe genug, denn der Kaiser hatte tatsächlich einen Kampf gegen die Mauren gefochten, und schon vor dem ersten Kreuzzug wurde er in die Atmosphäre der neuen Bewegung gestellt. Dennoch hat die Kreuzzugsluft diese Tendenzen verstärkt und Karl zum Heros der Kreuzfahrer gemacht. Der „fortis athleta christi" hat danach nicht nur gegen die Sarazenen in Spanien gekämpft, sondern selbst eine sagenhafte Fahrt nach dem Orient unternommen [53]), und die Kreuzfahrer des ersten Zuges wähnten auf seinen Spuren, „via Karoli Magni", ins Heilige Land zu reisen [54]). Ekkehard von Aura hat angesichts solcher Fabeleien, wie sie in Frankreich auftraten, diese Dinge zwar nüchtern gebrandmarkt [55]). Aber gerade in Deutschland wurde eine verstärkte Umstilisierung der französischen Vorstellung vorgenommen; aus dem nationalen Epos wurde eine Märtyrerlegende mit starken geistlichen Tendenzen [56]). Das Werk kennt den unüberbrückbaren Gegensatz der zwei Welten, den feindlichen Dualismus zwischen Himmel und Hölle, Christen und Heiden, Gott und Götzen. Karl ist der Überwinder der grimmigen Heiden (20), „gotes thienestman" (31), dessen ganzer Kummer die Nichtchristen sind und dessen Sorge darin besteht, sie zu bekehren (47 ff.). Seine 12 Pairs leben im Gegensatz zu den „unkusclichen" Heiden tugendhaft, rein und keusch (77) und begehren nichts anderes, als um Gottes Willen ihren Leib preiszugeben und durch das Martyrium das Himmelreich zu erwerben (78). Karl hält typische Kreuzpredigten (87 ff.; 181 ff.), die wie aus dem Munde eines Geistlichen klingen, aber auch Roland (147) und alle die anderen Getreuen. Karl

[53]) Rauschen 142.
[54]) Gesta Francorum I. cap. 2. S. 5; ferner L. Bréhier, L'église et l'Orient au moyen âge. Les croisades. 5e éd. Paris 1928. S. 48.
[55]) a. 1096. S. 216.
[56]) Bartsch, Rolanslied. Einleitung XIV.

verlangt die Taufe als Staatsvertrag (2025 ff.). Aus den räuberischen Wasconen, die die Nachhut überfallen, werden Heiden. Das ganze erscheint als Kreuzzug, und der Tod Rolands ist ein glühendes Vorbild für den christlichen Kreuzritter[57]).

Es muß schon ein gewaltiger Eindruck gewesen sein, den die Kreuzzüge auf das geistige Leben ausgeübt haben, wenn solche kühnen Umstilisierungen von Geschichte und Dichtung vorgenommen wurden und vielfach bei Sagen, deren Urformen weiter zurückliegen. Jedes Geschehen dichterischer oder geschichtlicher Art wurde damit Kreuzzugsgeschehen, und die welthistorischen Situationen der Zeit unterlagen dem gleichen Prozeß.

Zurückblickend auf die Vorstellungen, die man sich von den Zuständen der heidnischen Gegenwelt machte, bleibt jedoch die Frage, woher eigentlich diese merkwürdige Perspektive kommt. Man kannte doch die Heiden, ja sogar den Koran, und gerade Petrus Cluniacensis widmete ihnen ein langes Studium[58]). Jahrhundertelang haben in Spanien doch Christen und Mauren nebeneinander gelebt; es bestand ein friedlicher Kulturaustausch, ja, man ließ sich sogar herbei, maurischen Fürsten Eunuchen und Knaben zu verkaufen[59]). Französische Barone kämpften im 11. Jahrhundert fast jedes Jahr im Dienste der nordspanischen Könige gegen die Mauren, und man lernte so gut, daß sich einzelne sogar Harems einrichteten[60]) und in Frankreich arabische Sitten einrissen[61]). Trotzdem bestand ein traditioneller Haß gegen die Heiden, abgeleitet von der Apokalypse und dem Alten Testament, ein überlieferter Haß, der in den Schriften der Gelehrten genährt wurde. Es klingt doch eigentümlich, daß Cid gerade im Dienste heidnisch-maurischer Fürsten stand, also die Grenze nicht immer rein aufrecht hielt, und andererseits uns Petrus Damianus wissen lassen möchte, daß in Cordoba selbst die christlichen Dirnen sich nicht mit den Sarazenen verunreinigten (!)[62]). Man spürt, wie stark der traditionelle Haß in der gelehrten Überlieferung mitschwingt. Das sind zwei Schichten, die übereinander lagen und nicht geschieden werden konnten, und gerade in Frankreich, wo die Kenntnis der Araber doch wohl am ehesten auftrat, ist auch die Keimzelle des Kreuzzugsgedankens, der Aufbruch des Haßfeldzuges gegen die Heiden. Deutschland stand diesem ganzen Unternehmen zuerst skeptisch und kühl gegenüber[63]), und als einziger deutscher Fürst zog damals ein Welfe mit[64]). Aber dann ergriff die Deutschen auch „der Geist des Pilgergottes“[65]), wie Otto von Freising sagt, und damit stand das gesamte abendländische Rittertum gegen die Heiden von Spanien bis nach Syrien.

Die Berührung mit den Heiden blieb aber nicht ohne Eindruck. Denn es war nicht so, wie Odericus Vitalis im Anschluß an Horaz meinte: „Caelum,

57) ebd. IX.
58) Darüber R. Roehricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. Bln. 1878. Bd. II. S. 15 ff.
59) Vgl. dazu die Werke: R. Dozy, Geschichte der Mauren in Spanien, Lp. 1879. P. Boissonade, Du nouveau sur la chanson de Roland. Paris 1923.
60) Boissonade 25 ff.
61) Raoul Glabre, Historiae III. cap. 9. p. p. M. Prou. Paris 1886. (= Coll. de textes pour servir à l'étude et à L'enseignement de l'histoire) S. 89.
62) Petrus Damiani 47, 6. MPL 112.
63) Ekk. von Aura Chronicon a 1096 MGSS. VI. S. 208; a 1099, S. 213 ff.; Gesta Epp. Trev. M.G.H.SS. VII. S. 190; Bernold von St. Blasien Chronicon a 1096 S. 464.
64) Ekk. von Aura a 1101 S. 220.
65) Gesta I. Prologus. S. 9.

non animum, mutant qui trans mare currunt“ [66]). Langsam wandelten sich die Vorstellungen und Begriffe von den Heiden, und was ehedem verschrieen wurde, wurde nun lobend hervorgehoben. Der „edle Heide“ realisierte sich[67]). Er wurde mannhaft, wohlgemut, tapfer, heldisch, milde (Eracl. 4990). Diese tolerante Haltung war das Ergebnis des Krieges. Schon in den Berichten des ersten Kreuzzuges ist dies mit aller Deutlichkeit klargelegt. Die gleichen Eigenschaften, die die Franken auszeichneten, hatte man auch den Heiden beilegen müssen. Es ließ sich nämlich nicht verschweigen, mit welch blindwütiger Tapferkeit sie fochten, und man bemerkte ihre Schnelligkeit und ihre Gewandtheit im Kampf, ihre Kunst im Schleudern und Bogenschießen, ihren verwegenen Mut und nicht selten ihre Überlegenheit im Streite [68]). Man sah in ihnen den gleichen ritterlichen Geist, pries ihre „audacia“, „probitas“, „calliditas“, „nobilitas“ [69]) und fand sie in allem beachtenswert, „quoniam indubitanter viri sunt ingeniosi, callidi et bellicosi“ [70]). Einige Chronisten huldigen einer merkwürdigen Geschichtslegende mit der Feststellung, daß Franken und Türken die tapfersten Völker der Erde seien, und um diese für sie unverständliche Tatsache zu erklären, greifen sie zu der Behauptung, es sei dies kein Wunder, da ja die Türken und Franken „contribules“, d. h. Stammesgenossen seien [71]). So zeitigte die Geschichtsschreibung des ersten Kreuzzuges bereits die gegenseitige Duldung auf Grund der Achtung vor dem Gegner. Es ist allerdings falsch, den Einfluß der Kreuzzugsschriften auf die Dichtung annehmen, etwa geheime Verbindungen und Linien oder eine Übernahme auffinden zu wollen. Wie dies nichts mit Philosophie, Aufklärung oder Rationalismus zu tun hat, ebensowenig auch mit der Geschichtsschreibung. Es ist nur eine Linie, und dies ist das Ritterwesen selbst. Die Toleranz ist das Ergebnis, nicht etwa einer friedlichen Berührung mit den Sarazenen, sondern des unmittelbaren Krieges mit den vorher Geächteten. Aus der kriegerischen Haltung des adligen Rittertums wuchs dieser „Kulturgedanke“, der ja allein im Kampfe gewonnen wurde, und von hier aus drang er in die Geschichtsschreibung, wo sein Ursprung klar zu verfolgen ist, und in die Dichtung. Niemals hätte die Kirche oder einer ihrer gelehrten Vertreter — als solche schrieben doch die Kreuzzugsschriftsteller — eine derartige Toleranz gepriesen oder sie in Schriften niedergelegt. A l l e i n das Rittertum der Kreuzzüge vermochte dies, und was an Achtung und Duldung in die Berichte eingeflossen ist, war Eigentum des Rittertums, nicht des Schreibers. Rittertum und Toleranz sind existentiell zusammengehörig, bedingen sich gegenseitig, und das eine läßt sich nur aus dem anderen erklären, und damit ist die Frage nach der Toleranz die Frage nach dem Rittertum überhaupt. Daher ist es auch verständlich, daß die religiöse Tolerierung nicht in den kirchlichen Kreisen, etwa bei Bernhard von Clairvaux oder Hugo von St. Viktor zu finden ist, sondern bei Wolfram und Walther.

Der Einbruch des ritterlichen Momentes in das kulturelle Leben im 12. Jh. war zwangsläufig mit einer neu aufkommenden Schicht verbunden, deren

---

[66]) L. III. (Prevost 43).
[67]) Naumann, Der wilde und der edle Heide 88 f.
[68]) Fulcher Carnotensis III. cap. 11. ed. H. Hagemeyer, Heidelberg 1913 S. 650; I. c. 11, 193; I c. 24, 263; c. 9, 180; II. c. 32, 498.
[69]) Fulcher II, c. 53, 580; I. c. 15, 220; I. c. 22, 153.
[70]) Albertus Aquensis: Recueil des Historiens des Croisades Paris 1875 f. T. IV. S. 314.
[71]) Gesta Francorum III. c. 9, 50. Guibert III. c. 5. 726.

Träger zwar alle Stände von den Ministerialen herauf bis zu den Kaisern, ungeachtet der Heerschildordnung, umgriff, jedoch in ihrer Eigenschaft als Ritter eine auserlesene, vornehme und gewählte Gesellschaft bildete, die sich vermaß, die Aufgaben des Abendlandes zu übernehmen. Die Kreuzzüge hatten ihre Sendung sichtbar gemacht; sie waren die Auserwählten (electi), die Urban II. in seiner Rede hymnisch feierte [72]), gehörten zu jenen Erkorenen, an die man sich vornehmlich wandte, wenn es galt, große Aufgaben zu erfüllen (Thomasin 7789). Die Heiden priesen sie wegen ihrer Schönheit als Götter [73]), wie jenen Gahmuret (Parz. 107, 18), und ihr Ruhm leuchtete weithin als „triumphator orbis et mundi" [74]). Eigenem Gesetz lebend, fanden sie eine neue lebensbejahende Form, die ritterlich und doch christlich, religiös und doch ohne klösterliche Beschauung zu erfüllen war (Thomasin 11559) [75]). Neben dem mönchischen Orden erstritten sie sich gleichwertig den „kristenlîchen orden" (Will. 9, 16) und schufen sich eine neue Lebensform und einen neuen Lebensstil [76]). Begreiflicherweise war diese neue Schicht auch mit einem Kultur- und Geschichtsbewußtsein verbunden, das ihrem Zustand und Wesen entsprach. Die Verritterlichung des Geschichtssinnes zeigt sich gleich in dem Bewußtsein einer Kontinuität mit der Antike. Damit hat sich das Rittertum eine eigene Geschichte verfaßt. Das ist nicht von ungefähr, wenn man die Situation der Griechen zur Zeit der Perserkriege mit der der abendländischen Ritter zur Zeit der Kreuzzüge vergleicht. Beide Kriege galten dem unübersichtlichen Orient. Wie Herodot die riesigen Völkermassen des orientalischen Kolosses mit seinen seltsamen Sitten beschreibt, so zeichnet die Dichtung und die Geschichte des Mittelalters die Ungeheuerlichkeit der östlichen Heidenvölker, und wie diesen ungebildeten, ja bildlosen Lebenszuständen die griechische Polis als Harmonie aller Teile gegenübergestellt wird, so auch hier der gestufte, wohlgegliederte Ordo der göttlichen und menschlichen Hierarchie. Was für die Griechen die Barbaren waren, unstaatliche Menschen ohne Maß und Zahl, das waren für die Christen die Heiden, darum auch die Aufnahme antiker Lebenswerte in das ritterliche System [77]).

War dies die zeitliche Situation für eine neue Haltung, so gab es auch direkte Verknüpfungen mit der antiken Welt, zwar nicht mit den Griechen, jedoch mit den Trojanern. Der Grund für diese Verschiebung lag darin, daß Homers Darstellung der strahlenden und schönen heldischen Jünglinge der Griechen dem Mittelalter so gut wie unzugänglich war, andererseits aber Vergils Aeneis und damit die Trojanerschicksale schon durch die hohe Autorität des römischen Epikers gut bekannt waren. Die an sich wirklich zahlreichen Parallelen in dem antiken Stoff mit den ritterlichen Lebenszuständen und Vorstellungen wurden nun vollends umgeschmolzen; aus den antiken Helden wurden Ritter. In Heinrich von Veldekes „Eneide" führt die Sybille den „minnesâlegen Troias" (10023) in die Unterwelt und zeigt ihm hier die Griechen, die durch Ritterschaft den Tod fanden: König Adrastus, Polyneikes, Tydeus, die Sieben von Theben, Troilus, Priamus, Paris, Hektor, Anthenor, Agamemnon, Achilles und Ajax (3310 f.). Die Schatten dieser Toten verkünden

[72]) Robertus Monachus I. c. 1 Recueil T. III. S. 727. Guibert II. c. 2. 686.
[73]) Ekk. von Aura a 1099 S. 217.
[74]) Baldricus Dolensis L. II. Recueil T. IV S. 38.
[75]) Dieser Gedanke kommt in verschiedenen Kreuzzugsschriften vor.
[76]) Naumann, Der staufische Ritter 147.
[77]) Naumann, Höfische Kultur 3 ff. 8 ff.

den Geist des ewiggültigen Rittertums, sie sind damit die Vorläufer und mythischen Vorgänger der gegenwärtigen Menschen. Gleicher Geist beseelte sie wie die Heutigen, denn nicht nur die Priorität rückt sie in das Bewußtsein, sondern auch die „immanente Kraft eines Geistes“ [78]), der die zeitlich so weit auseinanderliegenden Epochen miteinander verbindet. Herbort zählt noch eine weitere Menge von Helden auf (2931 f.) und betont auch nachdrücklich ihr Rittertum, das mit der Belagerung Trojas anhub (3834). Die Trojanersage wurde damit der beliebteste Stoff der ritterlichen Gesellschaft. Symbolisch tritt die enge Verbundenheit mit den Trojanerhelden hervor in dem prächtigen Sattel auf Enitens Rosse, wo das ganze Lied in herrlichen Bildern eingegraben war (7462 ff.): die Seefahrt des Aeneas, Aeneas und Dido, Didos Tod, die Hochzeit der Lavinia mit Aeneas, Aeneas als König.

Freilich, es galt nicht nur, mit den Bildern antiker Helden die eigenen Lebensinhalte zu füllen und zu schmücken, es wurde auch eine kontinuierliche geschichtliche Abstammung konstruiert. Das lag schon in dem Stoff selbst; Aeneas Wanderung ging von Troja nach Rom, und anknüpfend daran hat das Mittelalter traditionell auch die Franken in diese Translation eingeschlossen [79]); die Vorstellung war sehr beliebt. Die „Kaiserchronik“ hat sie vom „Annolied“ übernommen; Cäsar ist das verbindende Mittelglied zwischen dem Trojaner Aeneas und den Franken, Cäsars Verwandten (Kchr. 344 f.). Sie berichtet kurz von Odysseus Irrfahrt und der anderen Trojaner Schicksale: die Gründung Mantuas durch Anthenor, ebenso Paduas, die Aufrichtung des römischen Reiches durch Aeneas und des fränkischen Reiches durch Franco, einem Trojaner (345 ff.). Auch bei Herbort erscheint Cäsar innerhalb der Kette der Wanderung von Osten nach Westen (14225), ja, seine Quelle selbst ist nach ihm denselben Weg gegangen: der erste Stamm sei in Griechenland gewesen, dann sei der Stoff ins Lateinische, dann ins Französische übersetzt worden; er habe es dann verdeutscht (47). Aber auch Veldeke hat sein Buch nicht schließen können, ohne Julius Cäsars zu gedenken (13381 ff.), der aus dem hehren Geschlecht des Aeneas stamme, womit er selbst die Translation angedeutet hat. Der ganze Gedanke ist aber am schärfsten und deutlichsten umrissen worden in der Einleitung des „Moriz von Craun“ (1—226). Man hat darauf hingewiesen, daß diese „Geschichte des Rittertums im eigenen Spiegel“ auf die Anfangsverse des „Cligés“ des Chrestien von Troyes (30—45) zurückgehen, allerdings über die eigentlich verlorengegangene französische Quelle [80]). Diese Verse lauten:

Ce nos ont nostre livre apris,
Que Grece ot de chevalerie
Le premier los et de clergie.
Puis vint chevalerie a Rome
Et de la clergie la some,
Qui ore est an France venue.
Des doint qu'ele i soit retenue
Et que li leus li abelisse
Tant que ja mes de France n'isse

[78]) Schwietering, Typologisches in mittelalterlicher Dichtung. Ehrismann-Festgabe 1925. S. 48.
[79]) Historia Regum Francorum M. G. H. SS. IX. 395.
[80]) Ehrismann II. 2, 129. Kristian von Troyes, Cligés éd. W. Foerster. Rom. Bibl. 1 Halle 1910.

L'enors qui s'i est arestee.
Des l'avoit as autres prestee,
Mes des Grezois ne des Romains
Ne dit an mes ne plus ne mains;
D'aus est la parole remese
Et estainte la vive brese.

Aus diesen 15 Versen hat nun der Verfasser des „Moriz von Craun" 262 gemacht und zwar nach Ehrismann durch „inhaltslose Längungen", durch die Einfügung des trojanischen Krieges und die Moralisationen über die Ehre des Rittertums [81]). Der Gedanke selbst ist uralt, und schon der Name der Trojaner löste im Mittelalter ohne weiteres die Kontinuität mit den Franken aus. Das ist oben bereits gesagt worden. Wörtliche Anklänge bestehen kaum, etwa Cligés 30: „Ce nos ont nostre livre apris" und „wir hoeren an den buochen lesen" (Moriz 6); oder Cligés 31: „Que Grece ot de chevalerie le premier los et de clergie" und „Kriechen heizet daz lant da man den list alrerste vant" (Moriz 9). Jedoch wird man zugeben müssen daß das erste, die Berufung auf das Buch, so formelhaft wie nie in der Epik gewesen ist; man vergegenwärtige sich überhaupt die unglaubliche, fast magische Autorität der Formel im Mittelalter. Das zweite jedoch stimmt bereits nicht; denn von „clergie", d. h. gelehrter Bildung, ist bei „Moriz von Craun" überhaupt nicht die Rede. „List" ist ritterliches Können hier, „der ze ritterschaft gehoeret", wie näher erläutert wird, und es handelt sich allein um das Rittertum, nicht um die „clergie". Anders jedoch verhält es sich mit dem Schlußgedanken, wo „Cligés" wie „Moriz" Frankreich als das Land der Ritterschaft preist und hinzufügt, daß von hier aus auch andere Länder beeinflußt werden: Cligés 40: „Des l'avoit as autres prestee" und Moriz 56: „sich hat sider manc ander lant gebezzert durch ir lêre an ritterschefte sêre". Aus diesen kargen Andeutungen also hat „Moriz von Craun" seine weitreichende Einleitung gestaltet, aber nicht nur das, er hat auch durch die Gestalt Cäsars als Mittelglied zwischen Trojanern und Franken den Sinn der echten Trojanerabkunft wieder hergestellt, wie er in diesem Stoffbereich üblich war. Dabei wurde aus dem bloßen Gedanken einer Translation bei „Cligés" eine wirkliche Geschichte des Rittertums; dies erforderte naturgemäß eine Erweiterung durch Inhalte aus der trojanischen, römischen und fränkischen Geschichte, und sie entnahm er aus der Trojanersage (Veldeke) [82]), aus der „Kaiserchronik" (Nero) und aus dem „Rolandslied" (Roland und Olivier). Überdies konnte er sich nicht mit dem Gedanken einer Übernahme allein begnügen, wenn er wirklich aus dem Kulturbewußtsein des Rittertums heraus zu zeigen versuchte: „daz ritterschaft ie waere wert und müeze immer wesen" (4). Denn um die ewig gültigen ritterlichen Bilder handelt es sich hier, um jene Gestalten, die Aeneas in der Unterwelt besuchte. So erzählt er die Belagerung von Troja als Beginn des Rittertums, die mannhafte Abwehr der griechischen Ritterschaft durch die „küenen notvesten" Ektor, Paris, Elenus, Deiphebus, Troilus, Pandarus und Eneas und der allmähliche Untergang durch den Tod des Besten: Ektor. Doch die Griechen werden durch Alexander der Ehre beraubt; sie, die einst Zins heischten, müssen jetzt selbst geben; so flieht denn die Ritterschaft aus dem

[81]) Ehrismann II. 2, 129.
[82]) Behaghel, Eneide. Einleitung CLXXIII. Singer Z. f. d. A. 35, 182. Schröder, Zwei altdeutsche Rittermären. Einleitung X. XXIX.

Lande und geht zu den Römern über, wo sie in Julius Cäsar gipfelt. Nero ist das Symbol des Untergangs, verschärft charakterisiert durch die aus der „Kaiserchronik" entnommene Erzählung von der Schwangerschaft Neros und dem Brand Roms. Das Rittertum geht darum zu den Franken über und liegt jämmerlich danieder, bis Karl der Große mit Roland und Olivier die ritterliche Ehre wieder erhöht. Seither ist sie in Frankreich heimisch und verbreitet von hier aus ihre segensreichen Wirkungen.

Fragen wir nun noch, wie es zu einer solchen Geschichte des Rittertums kommen konnte, wie es möglich war, daß aus den knappen, an und für sich doch üblichen Gedanken der Translation eine Erweiterung veranlaßt werden konnte. Die Antwort geben hier die staufischen Ritter selbst, die auf ihren italienischen Zügen den Blick für die Antike schärften [83]) und die voller Stolz und Freude sich auf den Spuren jener ritterlichen Verwandten, der Trojaner, wußten und es der Heimat mitteilten, wie Bischof Konrad von Querfurt [84]). In dieser Umgebung wuchs das Verlangen nach einer Geschichte des Rittertums; denn weit mehr als die gelehrte Tradition es sah und vor allem getrennt von der „clergie" des Chrestiens, glaubte man hier an die Verbundenheit mit den Tugenden der Alten. Durch die staufischen Kaiser selbst aber verschmolz der Gedanke noch echter und sinnerfüllter mit den Bildern und dem Pathos der Antike. Barbarossa galt ja als die Inkarnation Cäsars, der als Mittelglied der lückenlosen Verwandtschaft von Trojanern und Franken stets hingestellt wurde, und als dessen Erbe und Nachfolger er auf den Inschriften verschiedener Pfalzen gefeiert wurde [85]). Barbarossa erst gab dem Rittertum eine wirkliche Geschichte, eine Translation wie im „Moriz von Craun", nicht eine bloße Abstraktion wie im „Cligés". Schließlich hat der Kaiser selbst den Anmaßungen der Römer gegenüber in geradezu klassischer Weise die Translation des Rittertums gesehen [86]). Als die Römer aufgeblasen von dem alten Adel und der gerühmten Tugend Roms sprachen, antwortete ihnen Barbarossa: „Viel haben wir bisher von der Römer Weisheit und Tapferkeit gehört, mehr jedoch von ihrer Weisheit. Darum können wir uns nicht genug wundern, daß wir merken, wie eure Worte mehr durch die Aufgeblasenheit der Anmaßung albern, als mit dem Stolz der Weisheit gewürzt sind. Du preisest den alten Adel deiner Stadt, du erhebst den alten Zustand deiner göttlichen Republik bis zu den Sternen. Ich erkenne an, ich erkenne an, um auch deines Geschichtsschreibers Worte zu gebrauchen, es war, es war einst in dieser Republik Tugend. „Einst" sage ich und ach! könnten wir doch ebenso wahr als gern sagen „jetzt". Dein, vielmehr unser Rom hat den Wechsel der Dinge gefühlt. Allein konnte es nicht dem Schicksal entgehen, das nach ewigem Gesetz von dem Urheber aller Dinge für alle verordnet ist, die unter der Mondkugel ihr Leben hinbringen. Was soll ich sagen? Es ist klar, wie zuerst die Kraft deines Adels von dieser unserer Stadt zur königlichen Stadt des Ostens übertragen worden ist und durch wie vieler Jahre Läufte das hungernde Griechlein an den Brüsten deiner Lust gesogen hat. Darauf kam der Franke, in Wahrheit dem Namen und der Sache nach edel, und er hat den Adel, welcher noch in dir geblieben ist, tapfer an sich gerissen. Willst du den alten Ruhm

[83]) Toeche 491.
[84]) Kontorowicz 24.
[85]) K. Simon, Diesseitsstimmung in spätromanischer Zeit und Kunst. Dt. Vj. f. Lit. u. Geistesw. 12 (1934). S. 56 ff. 72.
[86]) Otto von Freising, Gesta II. c. 30. S. 136.

deines Rom kennen lernen, die Würde des senatorischen Ranges, die Ordnung der Zelte, die Zucht und die Tugend des ritterlichen Standes, seine unbefleckte und ungebändigte Kühnheit, wenn er zum Kampfe schreitet? Schaue unsern Staat an! Bei uns findest du dies alles. Auf uns ist alles dies zugleich mit dem Kaisertum übergegangen. Nackt ging nämlich das Kaisertum nicht auf uns über, es kam bekleidet mit seiner Tugend, zog seine Zierden nach sich."

IV. Kapitel:

Das Reich und seine Institution.

Es entspricht dem Wesen mittelalterlichen Geschichtssinnes, der sich von dem römischen Reichsdenken herleitet, die Geschichte schlechthin unter den Blickpunkt des Reiches zu stellen. Denn das Reich stand — jenseits aller Kritik — unverrückbar fest. Weder die Institution selbst noch die Politik oder Verfassung wurde je angegriffen. Durch die Tradition seiner Geschichte und durch die Wucht seiner Übermacht war es sakrosankt geworden, so daß von Heinrich I. bis Heinrich dem Löwen keiner daran gezweifelt hat, ebensowenig wie an der Lehre Christi. Gewiß gab es Empörungen und Rebellionen, jedoch niemals Revolutionen, da diese stets Umänderung der Staatsformen, der Politik, der Verfassung oder Gesinnung zum Ziele haben, was jedoch im Mittelalter unmöglich war. Selbst jene, die wider den Kaiser standen, mußten seine Existenz rechtfertigen und seine Größe preisen, wie Graf Rudolf, oder sie wurden von ihren eigenen Leuten daran erinnert, daß sie sich dem Reiche nicht widersetzen könnten (Kchr. 15273). Klugerweise, so heißt es, hätten die Mannen des aufrührigen Herzogs Ulrich diesem erklärt, daß er dem König weichen solle, denn dieser sei des Reiches Herr (Kchr. 17010 f.). Auch dem strahlenden bayrischen Herzog Adelger, der das römische Reich unter Severus so schwer geschändet, hat sein Ratgeber vorhalten müssen: „Du nemaht niht gevehten wider rômischen rehte" (Kchr. 6630). Die ganze autoritäre Wucht und Gewalt, die unleugbare Realität des Reiches und ihr gegenüber das harte Muß, das Nichtanderskönnen hat allerdings Herzog Ernst selbst bekennen müssen; sein ursprünglich mit Recht verfochtener Streit galt ihm unter dieser Erkenntnis gleichsam „wider got" (Ernst 1818), wider allen Ordo, und rückblickend auf sein Handeln hat er jene inhaltsschweren Worte gesprochen:

swer lange urliuge wider daz rîche hât
ob er im ein wîle widerstât,
ze jungest muoz er an dem schaden stên. (1789.)

Und schließlich noch dies: der größte Rebell überbringt dem Reich sein höchstes Symbol, den Waisen der deutschen Krone (4436 f.). So ist uns also der Sinn des germanischen Widerstandsrechtes des Volkes ein glänzender Beweis für die Gewalt des Reiches selbst.

Was aber war denn das Reich? Wie erscheint es in der Dichtung als Institution und Verfassung? Die Epik des 12. Jh. bietet ja neben der Historie das wertvollste Material für die staatliche Einrichtung des mittelalterlichen Reiches. Es macht dabei wenig aus, ob wir Kaiser oder Reich sagen; denn das eine kann durch das andere ersetzt werden: „rike" kann sowohl Kaiser oder König als auch das Reich bedeuten [87]). Was aber soll unter „Reich" selbst ver-

[87]) Menge 18.

standen werden? Es ist neuerdings mit Recht wieder betont worden [88]), daß „rike" einen zwiefachen Sinn enthält; einmal ist es das übervölkische Gebilde, wie es dem christlichen Abendland von den Römern als Sendung überkam (Imperium), andrerseits aber auch der nationale Kern selbst, auf dem das Imperium ruht: das Regnum Teutonicum, das deutsche Königreich. Daß beide Begriffe nebeneinander existieren, erhärtet nur zu sehr die Tatsache, daß der deutsche Staat, ebenfalls als „rike" bezeichnet, nicht einfach im Imperium unterging, sondern, um mit Hugelmann zu reden [89]), der „deutsche Nationalstaat des Mittelalters" genannt zu werden verdient. Eben das gleiche tritt uns in der Dichtung entgegen. Die Deutschen sind die Träger des römischen Imperiums, der deutsche Staat steht im römischen Reich und deutsches Land ist der Kern der römischen Länder. Neben dem „diutschen rîche" (Kchr. 6811; Ernst 143; 1189) steht das „roemisch rîche" (Ernst 177; Greg. 3880), neben dem „diutisk lant" (Kchr. 15554; Ernst 1437; 1891; Serv. 1194) das „rômiske lant" (Kchr. 5251; Ernst 226; Serv. 1801). Überall ist das nationale Königtum im übervölkischen, das Gesamt des Herrscherbezirkes umspannenden Imperium gewahrt. Bei Veldecke heißt es einmal sehr sinnvoll: „in des keisers koninkrîke" (Serv. 2238). So steht auch ähnlich neben dem „kunic", dem Ausdruck nationalen Königtums, die Bezeichnung „keiser", „roemisch keiser", Kaiser von Rom (Ernst 333; 5765; Will. 393, 30), der „there erwelten Rômâre krône" trägt (Rol. 8088). Oft jedoch steht an Stelle des Kaisertitels auch „kuninc vone Rôme" (Rol. 2025; Will. 115, 24), wo eine Verschmelzung von nationalem Königtum und imperialem Kaisertum sichtbar wird. Äußerst symbolisch offenbart sich die ganze Tatsache darin, daß der deutsche König die Krone, die er in Aachen erhielt, mit nach Italien führte und mit der gleichen Krone in Rom zum Kaiser gekrönt wurde [90]). Im Volksbewußtsein war also schon lange jener innige Zusammenhang von Königtum und römischem Kaisertum vorhanden, sowie die zwingende Konsequenz ihrer Aufeinanderfolge, und dies ist sogar wichtig genug festzustellen; im „Rother" wählen die Grafen am Hof den König von Rom (31). Sollte die selbstverständliche Tatsache, daß der deutsche König stets Kaiser von Rom wurde, nicht einmal zu dem Glauben führen, daß die deutschen Fürsten bei einer Wahl des Königs zugleich damit auch den Kaiser wählten? Was im Volk schlummerte, haben dann die Staufer tatsächlich zu einem nationalen Programm erhoben; die Wahl der deutschen Fürsten berechtigte zur Führung des Kaisertitels — erwählter Kaiser der Römer — ohne die Sanktion seitens des Papstes. Dies begann unter und durch die Staufer und erhielt seine staatsrechtliche Formulierung als Reichsgesetz in der Goldenen Bulle [91]).

---

[88]) Hugelmann 265.
[89]) ebd. 266.
[90]) ebd. 270.
[91]) Vgl. Bloch, Die staufischen Kaiserwahlen und die Entstehung des Kurfürstentums 1911; M. Krammer, Der deutsche Reichsgedanke des staufischen Kaiserhauses 1908. Menge 5 ff., 12 ff. hat diese Entwicklung nicht beachtet, weshalb er sich nicht recht erklären kann, weshalb bei den Minnesängern wie Friedrich von Sonnenburg und Heinrich von Rugge der König schon den Kaisertitel trägt, ohne in Rom gekrönt zu sein. Die Deutung des Phänomens ist darum bei ihm sehr verworren. Nur der staufische Reichsgedanke kann hier Aufschluß gewähren. Die Bezeichnung des noch nicht zu Rom gekrönten deutschen Königs als Kaiser ist also keine „Schmeichelei", „inkorrekte Ausdrucksweise" oder „formelhaft gewordene Wendung" wie Menge annimmt.

Der Zusammenschluß von Regnum Teutonicum und Imperium Romanum und die gleichzeitige Benennung der beiden Körper als „rike" ist schließlich von weittragender Bedeutung geworden. Vom deutschen Staat über das Imperium im engeren Sinne (Deutschland, Burgund, Italien) führte die Linie zur abendländischen Gemeinschaft überhaupt, zu jenem Imperium, das über allen Völkern des christlichen Raumes stand. Infolgedessen war es ausgemacht, daß nur ein Deutscher die Krone des Imperiums zu tragen berechtigt war, und da sich mit jener Würde auch eine abendländische Idee verband, galt der deutsche Kaiser allein und einzig als Führer des gesamten römischen Reiches [92]). Dem Reich oblag die vornehmste Aufgabe und die schöne Sendung, die heiligsten und tiefsten Ideale jener Zeiten nicht nur zu tragen, sondern auch zu bewirken und zu fördern. Der Kaiser hatte die Christenheit zu mehren und die Heidenschaft zu zerstören (Rol. 86), die abendländischen Belange als „der Rômaeren vogt unt des rîches rihtere" (Kchr. 15869; 8110; 8489; Rol. 973; Rudolf Db 3; Will. 222, 9), als Schirmherr und Verteidiger zu vertreten und mit dem Schwerte die Christenheit zu beschirmen (Kchr 14537). Der advocatus et defensor ecclesiae schmiedete auch die Einheit zwischen Sacerdotium und Imperium zur Verwirklichung des Gottesstaates, oft sogar mit gewaltsamen Mitteln, selbst gegen den Willen des Papstes; er löste die Kurie aus der Verstrickung mit den egoistischen römischen Adelsparteien. Kam es einmal zu einem heillosen doppelten (Kchr. 17076) oder gar dreifachen Papsttum, so lud er die drei gleichzeitigen Repräsentanten vor eine Synode, hielt Gericht über sie und schied den Streit zum Wohle des Sacerdotiums (Kchr. 16455 ff.). Die Einheit war verpflichtend. Denn umgekehrt vermaß sich der Papst, einen „rex iniquus"zu bannen und die Fürsten des Eides und der Untertanentreue zu entbinden, woraus denn der Christenheit und dem Reich große Not erwuchs (Kchr. 16853). Das Idealbild des Kaisers blieb eben der „rex justus" (Ernst 173 ff.; Serv. 1178) mit den Zügen der dazugehörigen Milde und Freigebigkeit. Das königliche Amt als ‚voget witewen unde weisen" (Rol. 2862; 8690; Kchr 15833), als Helfer der Armen (Ernst 230) stärkte und verklärte er durch eine friedreiche Regierung; er sorgte dafür, daß im ganzen Land die Ländereien und Rechte unangetastet blieben, weder Raub noch Brand entfacht wurden; daß die Räuber, Mörder, Diebe und Friedebrecher ihrer gerechten Strafe entgegengingen, damit sich allenthalben der Gottes- oder Landfriede ausbreiten und seine segensreiche Wirkung zur Freude des christlichen Volkes offenbaren konnte (Kchr. 15138 ff.; Ernst 596 ff.) und über allem die so sehr betonte Ehre des Reiches gewahrt blieb (Kchr. 15428; Ernst 447; passim). Auch der Kirche gegenüber erwies er seine Treue und Ergebenheit durch Gründung von Erzbistümern, Bistümern, Klöstern, Kirchen und Kapellen, die reich dotiert wurden mit Wittümern, Huben und Gerechtsamen (Kchr. 14873; 15006; 15967; 16192 ff.; Ernst 197 ff.; Serv. 1123; 1545 ff.; 2071), denen er zuweilen sogar ganze Herzogtümer zur Verwaltung übergab (Kchr. 16220).

Gemäß der hehren Aufgabe und Verantwortung des deutschen Königs mußte seine Person mit besonderen Fähigkeiten und Tugenden ausgestattet sein. Auswahl, Blut und Erbe entschieden die Bestimmung zum König. Die Herkunft aus besonderem Geblüt, die Rücksicht auf die schon bestehende Dynastie oder das besondere Geschlecht und die freie Wahl, Akklamation oder Anerkennung des königlichen Anspruches durch die Fürsten gaben bei

92) Hugelmann 269.

der Schilderhebung des Königs den Ausschlag, wobei die drei Faktoren wechselvoll genug variierten, sich zusammenfanden oder auch getrennt waren. Der Fürstenwahl als zweifellose Zustimmung des blutsmäßigen Rechtes eines Königs (Roth. 29 ff.) steht beim Dynastiewechsel oft die richtige Wählbarkeit des Königs gegenüber (Kchr. 16275 ff.; 15652; 16942 ff.). Sonst herrscht das Geblütsrecht, vermischt mit der Erbfolge, vor, und zwar in ausgesprochen starker Betonung. Die Kaiserchronik erzählt die Wahl Heinrichs VI. (15760 ff.), den Dynastiewechsel also, mit dem Hinweis, daß die Fürsten ein stetes Geschlecht von hohem Ansehen auf den Thron bringen wollten. Es solle sich also innerhalb eines auserkorenen edlen Geblütes die Nachfolge vererben. Deutlich spürbar tritt dies bei Ottos I. Wahl in die Erscheinung: „want der vater a l s ô b i d e r b e was, sô lobeten si den s u n deste baz" (15856), und das gleiche schimmert in dem „tiurlîchen sun" Otto II. durch (15975), und ist so stark, daß trotz des kindlichen Alters Ottos III. und den nicht unberechtigten Einsprüchen seitens der Fürsten der kindliche Kaiser gewählt wurde (16064). Nicht anders ist es bei den Saliern; auch hier die Betonung von Erbe und Blut. Dabei erscheint es von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit, was von Heinrichs IV. Wahl berichtet wird:

di vursten rieten dô gemainelîche
ûf ainen Hainrîchen,
der was des oberen s u n.
durch den michelen ruom
den der v a t e r hête gewunnen
sô gunden si iz dem jungen. (16532.)

Interessant ist jene Stelle insofern, weil, wie wir wissen, der Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden, der von den kirchlichen Kreisen auf Betreiben des Papstes gewählt wurde, als Bedingung der Anerkennung ausdrücklich die Versicherung abgeben mußte, daß er als einzelner, nicht als Dynastiegründer, den Thron besteige. Das war die Gegenseite des germanischen Königsrechtes [93]).

Bis zur Wahl eines neuen Königs oder bei Abwesenheit des Herrschers übernahm einer der Fürsten die Reichsverweserschaft mit königlichen Rechten und Befugnissen (Roth. 744), wobei es denn oft genug zu Unruhen im Reich kam (Roth. 2948 ff.); selbst um die Nachfolge kämpften die Fürsten zuweilen mit großer Erbitterung (Kchr. 15319; 16972 f.), und wenn auf Veranlassung der Fürsten der Papst nicht als Schiedsrichter angerufen wurde, wie es vorkam (15358), so konnte man mit der Wahl eines Gegenkönigs rechnen (Kchr. 17041). Der neue König wurde zu Aachen gekrönt (Kchr. 16156) und ihm als „des rîches herre" (Rol. 8748) des Reiches Kraft und Gewalt überantwortet (Ernst 47; 913), und damit war implicite die Hohe Gerichtsbarkeit verbunden (Kchr. 16810). Gleich auf dem ersten Umritt des Königs (Roth. 5075) beginnt er darum mit seiner Tätigkeit: auf dem Lande zu Gericht zu sitzen und Recht zu sprechen (Roth.5076). Er urteilt über das Volk, wie es sein Recht gebietet (Kchr. 15215), und zwar im Gegensatz zum „lehenrecht" (Trist. 5411) nach dem „lantrecht" (Roth. 3352; Trist. 11041), d. h. nach dem Recht, der Sitte, dem Brauch des platten Landes und des ansässigen Volkes. Dabei muß sich der König an das alte,

[93]) Kern, Gottesgnadentum und Widerstandsrecht. Lpz. 1914 S. 68.

gute und billige Gewohnheitsrecht des Volkes halten (Kchr. 5896), denn wie das Volk daran gebunden ist, so auch der König. Sie beide sind dem Recht verpflichtet und dienen ihm. Eine eigentliche Residenz oder Hauptstadt kannte das deutsche Reich im Mittelalter nicht. Der Kaiser zog von Pfalz zu Pfalz, von Stadt zu Stadt, wo er seinen Hof hielt und die Angelegenheiten des Reiches ordnete. Natürlich bevorzugte er einige Orte und Städte ganz besonders und von ihnen hat die „Kaiserchronik", haben aber auch die anderen Epen zahlreiche genannt oder sie als Schauplätze geehrt. An des „kuniges hof" (Kchr. 14440) befanden sich manche ehrwürdige Fürsten oder Prälaten, die die ständigen Dienste des Königs versahen. Neben den üblichen Kaplänen stand der Pfalzgraf an bevorzugter Stelle (Ernst 670; Will. 299, 20). Zum persönlichen Dienst des königlichen Hofes standen die Erzämter zur Verfügung: des Reiches Truchseß, Kämmerer, Marschall und Schenke (Eracl. 737; 1039; 1606; 1609), „ambetliute" des Königs (Will. 211, 19; 212, 7 ff.; Parz. 666, 23). Der Verkehr mit den Fürsten, die politischen Urkunden und Manifeste besorgt die Reichskanzlei, an deren Spitze ein Kanzler steht (Eracl. 1786 ff.). Der Kanzler hat die Aufgabe, den Inhalt der Briefe und Urkunden den Schreibern anzugeben, worauf denn jene die Materie komponieren, allerdings unter Beaufsichtigung des Kanzlers (Eracl. 1786 ff.). Die Briefe werden darauf mit Wachs versiegelt, das kaiserliche Siegel eingedrückt (Eracl. 1801; Rol. 2112; Osw. 579) und dann durch Boten an die Lehnsfürsten, durch das ganze Reich und Italien geschickt (Eracl. 1743; 895; 1338; Rol. 159). Weilt der Kaiser irgendwo in einer Stadt, oder erfordern die Angelegenheiten des Reiches eine Beratung, so wird ein Hof- oder Reichstag angesetzt, eine „sprâche" oder „lantsprâche" (Kchr. 15858; Roth. 5010). Dort erscheinen dann Erzbischöfe, Bischöfe, Fürsten, Herzöge, Grafen, Pröbste; (Rol. 223; 891 f.; Ernst 515) mit ihren Vasallen und Aftervasallen (Roth. 5013), ferner viel Volk, Freie und Eigenleute (Kchr. 15480; Rol. 893). Vielfach sind dann auch fremde Gesandte (Rol. 636) oder Boten des Papstes (Kchr. 15860) anwesend. Der Hoftag wird mit einer Messe eingeleitet, wohin sich der Kaiser mit der Krone auf dem Haupt begibt (Ernst 5912; Will. 140, 25). Zwischen den Zelten, in denen gelagert wird (Eracl. 1864), auf grünem Plan (Ernst 482) herrscht ein fröhliches Treiben. Scherz und Spiel, Musik und Kurzweil wechseln in bunter Folge (Rol. 641ff.; Roth. 5050ff.; Ernst 486ff.; Will. 187, 1ff.). Dennoch werden ernstliche Fragen des Reiches nicht vergessen, bei deren Behandlung es oft auch zu heftigen Szenen, Widerspruch und Unruhen kommt (Rol. 1093; Ernst 1268 ff.; Will. 147, 15 ff.). Die Entscheidung über Krieg und Frieden steht hier oft im Vordergrund; durch Boten werden die Fürsten zur Teilnahme am Kriege aufgefordert (Kchr. 14541 ff.). Der König und die einzelnen Scharen haben dabei Fahnen (Kchr. 14597; Ernst 1453 ff.), wobei der Markgraf (Will. 212, 18), der Pfalzgraf (Ernst 890) oder sonst ein Vornehmer des Reiches Fahne trägt. Nicht selten wird das Heer von einer Menge Krämer, mit ihrem Tand und Plunder, Huren, Gesindel und schlechtem Volk begleitet (Parz. 341, 16). Der Friede mit dem Feind wird durch Eide gefestigt und durch Bürgschaften gestärkt (Kchr. 16371; Trist. 400) oder durch Zins- und Tributzahlung hergestellt (Trist. 5876 ff.). Aber neben der Vorbereitung zum Krieg obliegen dem Hoftag noch andere Angelegenheiten: Klagen des Papstes kommen zur Sprache (Kchr. 14438), Prinzen werden zu Rittern geschlagen (Roth. 5044 ff.; Eneide 13221 ff.), Heiratsangelegenheiten besprochen (Roth. 18; Ernst 265) und endlich auch die Lehen ausgegeben (Rol. 3113 ff.; Roth. 4796 ff.).

Letzteres zwingt noch zu einer besonderen Betrachtung. Das Reich war eine wohlgestufte Lehnshierarchie. Die magisch zauberhaft gefugte Formel „man und mâge" weist auf die Entstehung dieser Verfassung des Mittelalters hin; nicht nur aus der im Kampfe zusammengeschweißten Sippe („mâge"), sondern auch aus dem Gefolgschaftswesen („man"), d. h. aus einem gesonderten Verbande über den Heerbann hinaus erwuchs die Lehenshierarchie, dessen vornehme Spitze der Kaiser selbst als Lehnsherr darstellte. Ihm gehörten die „regalia" (Kchr. 14376), die Königsrechte und Güter, die Herzogtümer, die Bistümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münzen, Gewicht, Geld und Zoll und Reichsstraßen (Will. 115, 24). Diese Rechte hat der König zum Teil selbst ausgeliehen, vielfach als Lohn für eine Hilfeleistung in Krieg oder Frieden, (Roth. 190) zur Nutznießung (Parz. 52, 6). Auf einstimmigen Rat der Fürsten ging das vor sich; der Belehnte wurde investiert vermittels der Fahne (Fahnenlehen), wenn es sich um ein Herzogtum handelt, worauf denn der Mann (homo) den Treueid auf die Fahne leistet (Rol. 3115 ff.; 3176). Der Betreffende erhält also ein herrenloses Herzogtum zu Lehen und Genuß in Form eines Fahnenlehens (Parz. 51, 27; Will. 298, 2; Parz. 803, 18 ff.; Serv. 1066). Der Vasall überreichte dem Lehnsherrn die Fahne, das Symbol der Gerichtshoheit und des Heerbanns, und empfing sie wieder aus der Hand des Lehnsherrn. Daneben gab es natürlich auch Zepterlehen, wie z. B. die Bistümer (Will. 302, 7). Als Zeichen der Huldigung galt das Falten der Hände in den Händen des Herrn (Roth. 4048; Trist. 5284 f.). Das „lehenreht" (Trist. 5411) war natürlich genau ausgeprägt. Das Lehen, das ja allmählich erblich wurde, fiel nach französischem Recht, wie uns Wolfram glauben macht, stets an den Ältesten; dies Recht sei damals auch zu uns gekommen (Parz. 4, 27 ff.). Unehelich Geborene hatten natürlich keinen Anspruch auf die Nachfolge in Lehen und Lehnsrecht (Trist. 5411). Bei Neuantritt des Königs mußten die Lehen von neuem, wenigstens formell, aus der Hand des Lehnsherrn empfangen werden (Parz. 6, 2; Trist. 5284). War einer gegen das Recht aufrührig, oder übte er Verrat oder Treulosigkeit am Kaiser, so wurden ihm die Lehen entzogen, da ja das Lehnsverhältnis auf gegenseitiger Treueverpflichtung beruhte. Der angeklagte Fürst hatte zwar das Recht, sich auf einer „rehten teidingen" zu verteidigen (Ernst 1154), kann aber, wenn er dies versäumt oder verschmäht, sein Eigen, Erbe und Lehen verlieren (Ernst 1420). Er verfällt der Reichsacht (Ernst 1426); wider ihn wird zur Heerfahrt aufgerufen, seine Burgen und Schlösser werden niedergebrochen (Ernst 1680), zuweilen auch nach vorheriger Acht und Gefangennahme enthauptet (Kchr. 15127 ff.).

Das Lehensrecht war in dieser Form eine enorme staatliche Macht in den Händen eines Königs. Es mußte jedoch in dem Augenblick fraglich werden, wo das gesunde Gleichgewicht zwischen Lehnsherr und Vasall ins Wanken geriet, wo überdies der Lehnsherr nicht mehr frei und souverän den Mechanismus regieren konnte. Auf der einen Seite standen der Kaiser, auf der anderen Seite die Fürsten und Vasallen, und die Wechselwirkung dieser beiden Faktoren macht ein gut Teil der mittelalterlichen Verfassungsgeschichte aus. Es war die Größe, aber auch die Gefahr der Lehnshierarchie. Vollends bedenklich wurde die ganze Institution, als durch die Erblichkeit der Lehen und den Leihzwang, d. h. die Vergabung vakant gewordener Fahnenlehen innerhalb von Jahr und Tag die Macht der Vasallen gegenüber dem Kaiser erheblich an Bedeutung gewann, und schließlich die Regalien selbst

verpfändet wurden. Die ursprünglich germanische Anschauung, daß Landbesitz ein Zeichen der Freiheit sei (Parz. 6, 21), mißbrauchten die Fürsten durch die Forderung nach Vergabung großer Reichsländer. Der König andererseits benutzte die Verleihung der großen Lehen zur Entlohnung von Verdiensten. So sagt König Ludwig im „Willehalm“:

ich hân so breit der erden
daz ieslîch fürste reichet dar,
nimt sîn mîn hant mit günste war. (184, 18.)

Im „Eraclius“ wird es ausdrücklich auf die Zeit bezogen:

dô der keiser Fôcas
als der keiser hiute tuot
sîn hulde und allez guot
entbôt er sînen mannen. (Eracl. 1808 ff.)

Anschaulich entwickelt uns „König Rother“ das Streben der Fürsten, eine eigene Machtbasis zu gewinnen, Königsland und Regalien an sich zu reißen. Hinter der Treue, die hier belohnt wird, verbergen sich die traurigen Verhältnisse und Gefahren, die in der Verfassung der damaligen Zeit lagen, und die zu den beiden großen Konstitutionen unter Friedrich II. führten [94]). Hier belohnt Rother seine getreuen Mannen. Freilich, sie nehmen kein Gold und Silber aus den königlichen Schatzkammern an:

dane was nehên scaz mêr liep,
er nebôt och die rosse niet,
mit der breidin erdin
mûsten gelônet werdin. (4855.)

Das ist eine Situation, wie sie der Kaiser im Mittelalter oft genug vorfand, wenn er seine Ziele verfolgen wollte. Rother vergibt sein ganzes Reich (4823 ff.): den zehn Riesen gibt er das reiche Schottland, Asprian erhält Reims und die Markgrafschaft, vier andere Herzöge, die mit ihm zogen, bekommen Lothringen, Brabant, Friesland und Holland. Erwin verleiht er Spanien, Lupold aber, der bereits Mailand besitzt, wird König von Frankreich und Lehnsherr über Sizilien und Apulien. Zehn Grafen aus seiner Schar gewinnen aus seiner Hand Sachsen, Thüringen, Pleißnerland und die sorbische Mark. Amalger von Tengelingen wird mit Östreich, Böhmen und Polen belehnt. Mit Recht kann man darin ein Zeitbild sehen, denn neben der gräflichen Gerichtsbarkeit war es besonders die Vergabung und Verpfändung der Kronlehen, wie sie ja im „Rother“ durchschimmert, die zur Entstehung der Landesherrlichkeit führte, deren Ansatzpunkte eben in der staufischen Epoche liegt. Tatsächlich taucht auch in den Epen die Figur des „Landesherrn“ auf, des „dominus terrae“ (Parz. 419, 18; Will. 273, 27), der deutsche Name jenes staatsrechtlichen Begriffs, dessen Inhalt so weittragend für unsere Verfassungsgeschichte geworden ist, und wie Eike von Repgow bereits die Kurfürsten nennt, die erst in der Goldenen Bulle 1356 erschienen, so antizipiert auch hier die Dichtung bereits die Verfassungstatsache. Beide schöpften aus der im Empfinden des Volkes bereits feststehenden Meinung [95]). Allerdings Symbol und Höhe der ganzen Lehnshierarchie war und blieb der Kaiser und das

[94]) Hampe 245 ff.
[95]) A. Meister, Verfassungsgeschichte Lpz. und Bln. 1922. 2. Aufl. 168 ff.

Reich. Denn darauf gründete sich, wie schon hervorgehoben wurde, der Anspruch des deutschen Königs auf die Führung im Abendland. Der deutsche Kaiser trat damit an die Stelle der römischen Imperatoren, die einst ihren Herrschaftsbereich über alle Völker ausgedehnt hatten. Wie schon damals, so auch im Mittelalter umfaßte es also eine Summe von Staaten, die durch die übervölkische imperiale Organisation und Macht zusammengehalten wurden. Es war dies nicht nur eine Idee, sondern eine tatsächliche Gewalt, äußerlich repräsentiert im Altertum durch die Durchdringung des Raumes mit dem römischen Recht. Otto von Freising verlangte deshalb auch, daß das römische Recht den ganzen Erdkreis überspannen möge [96]). Im Hinblick auf diese Tatsache verbietet uns die Betrachtung, von dem Reich nur im Sinne einer Idee zu sprechen. Denn das Gerede von der I d e e des Reiches hat einzig und allein nur dann Sinn, wenn die reelle staatliche Macht nicht übersehen wird. Man lasse sich nicht täuschen durch die Symbolik des Reiches selbst, sie ist gerade der Ausfluß der Macht; denn stände hinter einem Symbol nicht die reale geschichtliche Gewalt, dann wäre es nur erlaubt, von einer bloßen Allegorie zu reden. Symbolhaft war nun für das Kaisertum das römische Recht (Kchr. 5355). Es war das Recht, womit man den Erdkreis beherrschen konnte; es war aber auch nichts anderes als das K a i s e r r e c h t schlechthin, d. h. die lateinische Deklaration für einen deutschen Anspruch. Seine Geltung bedeutete etwas ganz anderes als die Aufnahme des römischen Rechtes zu Beginn der Neuzeit. So verstanden sollte das römische Recht im Reich gelehrt werden (Kchr. 15100), als das Kaiserrecht, das von einer Stelle aus allen Königen und Fürsten erst Sanktion und Legitimation geben sollte (Trist. 5994). Im Grunde genommen blieb das antike römische Recht dabei wesenlos, ja, es wurde als dem deutschen Empfinden fremd erkannt, als nichtdeutsches Recht angesehen, wenn Karl der Große in der „Kaiserchronik" den Römern i h r Recht belassen will (14664) oder, wenn ausdrücklich betont wird, daß die Kaiserkrönung in Rom „nâch Rômaere rehte" geschieht (Eracl. 2387). Nur als deutsches Kaiserrecht wurde es überhaupt noch für gültig empfunden, wie es Friedrich Barbarossa gegenüber den Vorstellungen der römischen Volkspartei hervorhob [97]). Der Gedanke, daß nun das römische Recht in Händen der Deutschen gekommen war, trat symbolhaft zum Ausdruck darin, daß sich der Kaiser als Herr von Rom fühlte, daß er das römische Reich innehatte. Das war keine bloße Idee, sondern ein wirkliches politisches Programm, dessen Verwirklichung an der jeweiligen Macht des Kaisers lag. Schließlich ist auch eine moralische Macht keine Idee, sondern eine Realität im höchsten Sinne. Rom war damit das Symbol deutscher Kaiserherrlichkeit. Hierhin zogen die Kaiser, um sich an dem Ursprung cäsarischer Gewalt die Weihe ihrer Würde zu nehmen. Jeder neue König, wenn es die politische Konstellation erlaubte, trat den Romzug über die Alpen an, und zwar über den St. Bernhard durch das Trienter Tal nach Verona und von dort nach Rom (Kchr. 14565 f. 16870). Oft war die Veranlassung die ungeordneten Verhältnisse, die in Rom durch den Streit der Parteien oder durch Vertreibung des Papstes entstanden (Kchr. 14418). Überhaupt hat „diu ubel diet von Rôme" (Kchr. 14704) dem Kaiser viel zu schaffen gemacht, und das römische Volk störte oft genug empfindlich den Römerzug oder die Kaiserkrönung, wobei es zu richtigen Kämpfen zwischen dem Volk

[96]) Toesche 494.
[97]) Otto von Freising, Gesta II, c. 31 (Anm. 86).

und der deutschen Ritterschaft kam (Kchr. 14671 ff.; 16886 ff.). Der deutsche König wurde dann vom Papste zum Kaiser geweiht (Kchr. 14751; 15379; 15548; 16206; 16485; 16815; 16870 f.), wobei der Papst dem Kaiser die Krone aufsetzte und dessen Regalien segnete (Kchr. 8120) und Krone, Zepter und „kurzebolt" ihm von den Kardinälen und der Priesterschaft „nâch Rômaere rehte" überreicht wurde (Eracl. 2375 f.). Dies geschah dann in dem Münster von St. Peter (Eracl. 4129). Der Kaiser bestätigte darauf die Schenkungen seiner Vorgänger, wie sie in der Konstantinischen Schenkung festgelegt waren (Kchr. 14785). Die Römer aber mußten Huldigung und Treueid leisten (Kchr. 14768). Im Verlauf des weiteren Zuges durch Italien nahm der Kaiser seine Gerechtsamen wahr und festigte die Reichs- und Lehnsgewalt in Italien (Kchr. 14827) oder stellte die Regalien wie Münze und Zoll, die etwa in Vergessenheit geraten waren, wieder her (Kchr. 15912), wobei es dann nicht selten zum Kampf gegen die Widerspenstigen kam, vor allem gegen die lombardischen Städte (Kchr. 15870ff.).

V. Kapitel:

Das staufische Reich in Geschichte und Dichtung.

Der Romzug und die Kaiserkrönung war die letzte Vollendung des Herrschertums, und mit ihr erfüllte sich symbolhaft die Sendung des deutschen Kaisertums, von der wir anfangs gesprochen haben. Diese deutsche Sendung in Verbindung mit dem Imperium Romanum, mit Rom und seinem cäsarischen Raum wurde aber ins schier Unfaßbare gesteigert durch die Heraufkunft der Staufer. Mit ihnen wuchs das Reich in Tiefe und Breite und gewann für eine kurze Spanne die kühnste Erfüllung des deutschen Traumes, den die Geschichte des Mittelalters zu planen wußte.

Das Ergebnis des Investiturstreites war bedenklich und gefährlich. Die Scheidung in Temporalia und Spiritualia, die das germanische Königtum nicht kannte [98]), grenzte Geistliches und Weltliches scharf voneinander ab:

daz rîche begunde sich dô tailen
die phaffen unt die laien. (Kchr. 16860.)

Damit zerfiel der gemeinsame christlich-kaiserliche Gedanke, und tatsächlich war der Zwiespalt der Päpste und der Staufer keine Kompetenzstreitigkeit mehr, sondern einzig ein Kampf um die Macht und Herrschaft. Eine weitere Folge war, daß nun der kaiserliche Raum eigenwertig und absolut wurde gegenüber dem päpstlichen, und dies kann man mit Weltwerdung des Staates oder des Reiches bezeichnen. Dennoch sei davor gewarnt, von einer Säkularisation zu reden oder gar von einem ersten Aufkeimen von Ideen, die dann die Renaissance beherrschten. Die Zeit ist nicht aus den Fugen. Der Staat steht noch voll und ganz im mittelalterlichen Weltbild, im Ordo. Die Renaissance dagegen stellt den Menschen frei und individuell ohne kosmische Bindung hin; ähnlich liegt der Unterschied auch in dem juristischen Staatsgedanken: im Mittelalter sind die Herrscher an das Recht gebunden, also nicht unbeschränkt. Die Renaissance jedoch verabsolutiert den Staat, d. h. löst ihn aus der Rechtsordnung und macht den Herrscher legibus absolutus. Erfreulicherweise dringt diese Erkenntnis immer mehr durch. Allerdings ist der Hinweis auf die hohe kirchliche Kultur und Machtentfaltung der Kirche gleichsam als Gegenstoß zur staufischen Blüte nicht ganz richtig [99]). Die kirchlichen Bestrebungen der damaligen Zeit, Scholastik, kanonisches Recht, Theologie und Orden zeigen einen merkbaren Unterschied zu früher; sie sind vielfach gegen das Papsttum errungen, und ihre Motive zeigen einen enormen Zustrom antiker Elemente in der Wissenschaft, urchristlicher Elemente in der Volksreligiosität. Die religiöse Wucht des Papsttums wird zur politischen Stoßkraft, weltliche

[98]) Vgl. auch Naumann, Stauf. Ritter 27 ff.
[99]) wie Hashagen 357 ff. meint.

Anschauungen gewinnen in den religiösen Bezirken Raum. Wie weit dabei der Einfluß der staufischen Welthaltigkeit spürbar ist, ist bis jetzt noch nicht auffindbar. Jedenfalls eines ist festzuhalten: beide Faktoren gewinnen ihren eigenen Bezirk, und da sie sich gleichwertig gegenüberstehen, können sie sich neu und überraschend groß erheben. Der Welt aber wurde damit ein neues, frisches und großes Gesicht aufgeprägt, und das Hauptverdienst daran hatten die Staufer. Gleich mit Barbarossa begann dieses Wunder, wenn man so sagen will. Otto von Freising, der repräsentativste Geschichtsschreiber dieser Zeit, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, der noch in seiner „Chronik" alles Heil von den neugegründeten Orden erwartete, sah nun in dem Heraufkommen Barbarossas die Wende der Zeit, den „Friedensbringer", der „die trübe und regnerische Nacht zu dem erfreulichen Schauspiele morgenlicher Heiterkeit heraufgeführt" hat[100]). Ihm wurde auf einmal die geschichtsgestaltende Kraft des Herrschers deutlich, die Welt umwandelnd und von neuem bewegend. Wirklich, diese Welt begann herrlich und heiter aufzutauchen. Ihre ganze sieghafte Freude und Lust begann sich auszubreiten, mit jener sinnlich frohen Keuschheit, die einer hohen Kultur eigen ist. So bewegt sich Tristan bereits in der kristallklaren Luft eines hellen Lebens, berauscht von der Süßigkeit der entdeckten Prächte und Reize, erfüllt von den gebändigten Formen wohlgeformter und rund gebildeter Menschen wie Tristan und Isolde, und durchglüht von der schwermutvollen und dunklen Bejahung des Leides, das jene Welt als Opfer heischt. Dennoch hätten Tristan und Isolde diese Welt mit keinem anderen Himmelreich vertauscht (1371) und um ein besseres Leben keine Bohne gegeben (16815), da sie ja in ihrem Herzen das lebende Paradies besaßen (18006). Mit Stolz bekennt es auch der Dichter:

dem lebene si min leben ergeben,
der werlt will ich gewerldet wesen
mit ir verderben oder genesen. (64.)

Man spürt förmlich den Vorstoß in jene neuen Bezirke, deren Wesen bisher unbekannt war. Im Staatlichen ist es bis Friedrich II. soweit vorgedrungen, daß der Kaiser in der denkwürdigen Einleitung in die Gesetze von Sizilien mit einer beispiellosen Unbedingtheit behaupten konnte, daß der Sündenfall niemals eingetreten wäre, hätte es damals schon einen Staat gegeben[101]). Hier wurde der Staat als primäre weltliche Institution schon vor die eigentliche Heilsidee gestellt. Schritt für Schritt haben die Staufer diesen Raum gebildet und ihn substantiell durchdrungen gemäß dem Gesetz, daß es das Wesen des schöpferischen Herrschertums ist, Substanz zu schaffen. Nun wurde das Land, das Reich plötzlich sichtbar, ein Blick hineingeworfen, oft realistisch und nahe, eine Ausfüllung des Raumes, eine Dekoration des Innern gegeben, wie sie uns so eindrucksvoll in den Artusepen entgegentritt. Wir erfahren von Herren auf trotzigen Burgen, mit anderen in Fehde liegend, von qualvollen Belagerungen, von drückenden Zinslasten auf dem Lande, von Erbstreitigkeiten; wir treffen Fischer, Bauern, Kaufleute, Einsiedler auf Wegen, Straßen und in den Wäldern, aber auch Räuber und Wegelagerer oder lernen eine reiche Abtei kennen, irgendwo am See gelegen, mit Grundbesitz und Grundholden etc. Deutlich erhellt sich dieser Bick nun im staufisch deutschen Reich. Aus dem

[100]) Otto von Freising, Chronica. S. 2 (Brief Ottos an den Kaiser).
[101]) Kantorowicz 236; 220 ff.

mythisch-märchenhaften Hintergrund des bretonischen Landes erhebt sich die schöne, reiche und warme Luft der deutschen Landschaft mit ihren braven Bauern, die fleißig roden und geschäftig das Land bebauen wie jene zu Soltane (Parz. 117, 16); der formelhafte Wald zu Brezilian wandelt sich um in den Spessart, Odenwald oder Schwarzwald, wie im „Parzival", und am Bodensee ersteht das Idyll einer schönen Abtei mit fürstlichen Herren und einer Klosterschule (Greg. 943 ff.). Dann aber verspüren wir hinter jenen Namen wie Abenberg, Trühendingen, Tollenstein, Regensburg, Nördlingen, Tübingen, Wertheim, Heitstein, Reisbach, Bozen, den süddeutschen staufischen Bereich bis hinüber zu jenen rheinischen Städten im „Servatius" wie Basel, Straßburg, Worms, Speyer, Bacharach, Koblenz mit den blühenden Weinbergen, in denen die Winzer ihre Reben sammeln (Serv. 1567 ff.; 1656) und hinunter bis nach Köln und Maastricht, in denen fromme Maler auf goldenem Grund ihre Bilder träumen (Parz. 158, 13). Das alles ist die Luft des Stauferraumes [102]). Aber bis über die Grenzen des abendländischen Reiches hinaus erweitert sich die staufische Welt. Das heidnische Land wird nicht nur wie früher gezeigt und angedeutet, sondern auch durchdrungen. Von hier aus gewinnt der Toleranzgedanke eine neue Seite: es ist die schöpferische Durchblutung des nichtkaiserlichen Raumes mit Auffassungen des Abendlandes, für die die Vasallen des Reiches sorgen, wie Graf Rudolf und Gahmuret, es ist die Schaffung einer gemeinsamen Ebene, für die auch Heiden im christlichen Bezirk eintreten, wie Gyburg und Feirefiz.

Langsam vollzog sich das Wunder durch diese Imperatoren, und mit der Sichtbarmachung einer hellen Weite entfaltete sich eine großartige Kaisermystik. Neue Cäsaren wurden in den Staufern gesehen. Das Bild des jugendlich großen antiken Herrschers Alexanders bekommt die Züge der weltumspannenden Hohenstaufen, sein Bild wurde erst jetzt greifbar und zwingend. Man erzählte von ihm, daß er die Schande nicht erdulden wollte, einem fremden Herrscher Tribut und Zins zahlen, wie es seine Vorfahren und noch sein Vater tun mußten, und er ist gewillt, der mazedonischen Dynastie die Freiheit und Ehre wieder zurückzugeben. Wie er ist auch Tristan einverstanden, dem Lande die Ehre wieder zu verschaffen und die Knechtschaft abzuschütteln, in die es durch die Tributpflichtigkeit gefallen war (Trist. 6063 ff.). Das Gefühl der Ehre und der Schande aber ist der Anfangspunkt des Herrschertums. So erschien Alexander schon als Kind wie ein Fürst über alle Erdreiche (189), auserkoren, die Unsterblichkeit an seinen Namen zu knüpfen. Wie er mochte auch jeder staufische Cäsar der erstaunten Welt den Sinn des göttlichen Täters enthüllen: „Das alles haben wir von der obersten Gewalt so angeordnet bekommen. Was uns von ihr auferlegt, das müssen wir tun. Das Meer vermag nicht zu stürmen, wenn es der Wind nicht aufwühlt. Angst haben jene, die darin sind. Doch solange ich lebe und Meister meiner Sinne bin, muß ich beginnen, was mir Genüge tut. Hätten alle Menschen, die in der Welt leben wollen, euren Sinn, was sollte ihnen denn das Leben" (4874 ff.). Damit war die Unvergleichlichkeit des kaiserlichen Tuns jeder Beurteilung entrückt, ähnlich wie Otto von Freising den Kaiser aus der Ebene der Gesetze hebt mit dem Hinweis, er allein stehe über dem Gesetz und habe keinen

---

[102]) Die Bedeutung des staufischen Herrscherraumes in Burgund, Elsaß und am Rhein für die Literatur bei Naumann, Höf. Kultur 62 ff.

über sich [103]). Er war ja sakrosankt und unverletzlich: „Theme keisere ne mah nieman gescahten, got ist selbe mit ime, er gît ime craft unde sin unde sterket in thâ zuo" (Rol. 1807; vgl. 2286 f.). Dem deutschen Kaiser gegenüber gab es daher keine Ebenbürtigkeit und anschaulich genug hat uns dies der „Graf Rudolf" vorgeführt (Db 1 ff.). Dort läßt der König von Jerusalem den Grafen eines Tages zu sich kommen und verkündet ihm ein eigentümliches Vorhaben. Es sei ihm doch bekannt, redet er ihn an, um den Kaiser von Rom, „svene er trage die crone". Dann sei ein großes Fest und des Kaisers Zelt sei weit über das Feld aufgeschlagen. Edle Fürsten trügen ihm das Schwert voraus. Begehre der Kaiser einen Trunk, so schenke ihm eines Reiches König ein, welcher mächtig und gewaltig durch ihn die Krone trage. Solche Pracht wünsche auch er sich, da er ja des „keisers genoz" sei und Länder genug habe. Er wolle daher ebenfalls einen Mann bestimmen, der ihm auf kaiserliche Weise alles einrichten könne. Rudolf muß bei diesem Vorhaben hell auflachen, um dann mit Ernst und Würde auf jenen Unsinn hinzuweisen; wenn er sich dazu unterwinde, bemerkt der Graf zu dem König, so werde es ihn bald reuen; sein Schaden sei dann zu groß, und seine Länder gingen ihm dann verloren: „wande keisers genoz ne wart noch nie nechein geborn". Überall in abendländischen Chroniken wurde seine beherrschende Stellung hervorgehoben. Was im „Graf Rudolf" erzählt wird, hat ein Italiener fast staatsrechtlich formuliert, wenn er lehrte, daß es „zwar im römischen Reiche verschiedene Provinzen mit verschiedenen Königen gebe, jedoch nur einen Kaiser, welchem jene untertan seien [104]), und ein englischer Gelehrter (Johann von Salisbury) hat unwillig und voller Haß die Frage aufgeworfen: „Wer hat die Deutschen zu Richter über die Nationen gesetzt? Wer hat diesen plumpen und wilden Menschen das Recht gegeben, nach Willkür einen Herrn über die Häupter der Menschen zu setzen? [105]), und wie er hat auch Marsilie fast in gleicher Weise geredet:

Wer hât Karle then gewalt uber mih gegeven,
thaz er sô waltehlîche
verbiutet mir mîn rîche;
thaz er sich underwindet
thaz er thie werelt alle thwinget,
thaz si ime werthe undertân? (Rol. 2228.)

Uralte abendländische Kaisermystik hat sich um die Staufer gewoben, Dichtung und Wirklichkeit verschmolzen plötzlich in einer ganz seltsamen Weise. Denn tatsächlich wuchs die reale und ideelle Macht des Kaisers ins Unfaßbare. Barbarossa, umwittert von den römischen Traditionen, gestärkt durch römische Rechtssätze und Ansprüche, erhob sich souverän über die Fürsten der Zeit. Er entschied den Thronstreit in Dänemark [106]), unterwarf Polen, konnte Ungarn, Böhmen, Burgund ans Reich ketten [107]), und auf dem Reichstag in Würzburg 1157 huldigten neben diesen Staaten auch griechische und englische Gesandte [108]). Vor seiner Krone neigten sich alle christlichen Könige, wie es

[103]) Otto von Freising Chronica S. 1 (Brief an den Kaiser).
[104]) Kantorowicz 13.
[105]) Hampe 145.
[106]) ebd. 124 ff.
[107]) ebd. 124.
[108]) Otto von Freising, Gesta III. c. 6—12. S. 170 ff.

im ‚Rolandslied" heißt (975), und sie alle hat Rainald von Dassel als Kleinkönige (reguli) betrachtet, wie es Johann von Salisbury bezeichnet hat[109]). Da er der römische Kaiser genannt zu werden pflegte, so war er auch der Träger römischen Rechtes auf der Welt und Herr von Rom. Von ihm galt, was von Irland, England und Curnwal im „Tristan" gesagt wird (5905 ff.): die übrigen Königreiche hatten sich für ihre Unternehmungen zuerst an das römische Reich und den Kaiser zu wenden, wenn sie Urlaub und Botschaft wollten, und es galt für jeden regulus „swaz er betwünge mit craft, daz er daz zeigen haete und ouch in da von taete eteslich reht und ere". Denn sie sind dem römischen Reich zinshaft. Für jede Handlung haben sie Boten nach Rom zu senden, die den Römern angenehm wären, und von ihnen vernehmen sie, welch Gebot und welchen Rat jeglichem Lande zuteil werde, das da untertan zu Rom ist, von ihnen auch das Recht in Reich und Land. Als Tristan, von der Sehnsucht gepeinigt und von der Minne gequält, sich entschließt, dem ein Ende zu machen, da bricht er auf, um zu „Almanje" Ritterschaft zu üben und dem Zepter und der Krone des römischen Reiches zu dienen (18438 ff.). Hier lag das Zentrum der abendländischen Macht. Heinrich VI., „die Blume der Welt, der Ruhm der Könige und die Ehre des Erdkreises", wie ihn Gottfried von Viterbo preist[110]), steigerte noch diese Macht. Ihm fiel zuerst das reiche Normannenerbe in Sizilien zu. 1194 kamen Gesandte der Türkei von Leo II. von Armenien und baten für ihren Fürsten um den Titel „König der Armenier". Die Boten Amalrichs von Cypern zogen bis Worms, um Belehnung zu erbitten und den Lehnseid zu schwören, und ebenso die Gesandten Boemunds von Antiochien. An Byzanz stellte er die Forderung, alles Land von Epidaurus bis Thessalonich herauszugeben, eine Flotte zu stellen, Zins und Heerfolge zu leisten, sodaß Alexios II. eigens eine Deutschensteuer ausschreiben und zur Aufbringung des Tributs die Kaisergräber von Byzanz öffnen mußte, um die Toten ihres Schmuckes zu berauben[111]). Selbst auf Kastilien erhebt Heinrich Ansprüche und den Genuesen gebietet er, Aragon zu erobern[112]). Afrikanische Fürsten von Marokko bis Tripolis beeilten sich, Tribut zu zahlen[113]), und bei ihnen sprach man unumwunden, daß der Kaiser der berühmteste Mensch der Welt sei (Rol. 636). Schließlich hat er noch durch die Gefangennahme Richard Löwenherz' England unter die Lehnshoheit des Reiches zu stellen gewußt[114]). Und dann: „der größte Friedrich, „wahren volkes sehnen", wie ihn George, und „der erste Europäer nach meinem Geschmack", wie ihn Nietzsche nennt. Fünf Kronen trug er: die deutsche, die römische, die burgundische, die sizilische und die von Jerusalem. Um diese gewaltigen historischen Wirklichkeiten weste dann weiter eine sagenhafte Luft; man bewunderte das herrliche Zelt, das der englische König Barbarossa geschenkt[115]), und das ebenso prachtvoll war wie das des Orilus und der Jeschute im „Parzival" (Parz. 129, 19), ferner die Löwen, Straußen, Papageien, die Genua dem Kaiser überbrachte[116]). Wie

[109]) Kantorowicz 13.
[110]) Toeche 494.
[111]) Kantorowicz 14.
[112]) Toeche 360 f.
[113]) Kantorowicz 14.
[114]) Toeche 268 ff.
[115]) Otto von Freising, Gesta III. c. VII S. 171.
[116]) Toeche 256 f.

Aeneas den Schatz des trojanischen Reiches, Zepter, Krone, Mantel, Ring und goldenes Trinkgefäß nach Italien brachte (Eneide 3862 ff.), so bestaunte man die Verschleppung des normannischen Königsschatzes durch Heinrich VI.; auf 150 Saumtieren wurden Kostbarkeiten aller Art, goldenes und silbernes Geschmeide, Bildsäulen, Edelsteine, Seidenstoffe, ja ganze Ruhebetten und Sessel nach dem Trifels gebracht und schließlich ein rotseidener Mantel, mit Segenswünschen in kufischer Schrift gestickt, von da an der Krönungsmantel deutscher Kaiser [117]) — ein ähnlich phantastischer Zug wie der Friedrichs II. mit seinen exotischen Tieren und Menschen durch Deutschland [118]). Dunkle Gerüchte und eigentümliche Vorausdeutungen gingen um diesen „Hammer der Erde", wie ihn Joachim von Fiore nannte [119]). In Chroniken las man, der Kaiser Heinrich VI. sei vergiftet worden, und Konstanze, seine Gemahlin, sei nicht ganz frei von Schuld gewesen [120]). Bauern an der Mosel hatten merkwürdige Gesichte: schon vor des Kaisers Tod erschien ihnen eine Gestalt in Riesengröße auf schwarzem Rosse, und als sie erschreckt zurückwichen, habe sie zu ihnen gesprochen, sie sollten ohne Furcht sein, er sei Dietrich von Bern. Er habe ihnen verkündet, es werde viel Unglück und Elend über das römische Reich hereinbrechen. Wieder andere sprachen vom Kaiser als einem Tyrannen, dessen Tod von allen Völkern gepriesen werden müsse. Er sei überhaupt unheimlich. Niemals sei ein Lachen über seine Lippen gekommen, und er habe sich in Theologie und anderen Dingen sehr erfahren gezeigt. Drüben im griechischen Reich erzählte ein Historiker: „Man sah ihn immer in Sorgen angespannt und jedem Genusse feind, wie er eine Monarchie errichten und sich zum Herrn über alle Reiche ringsumher machen würde. Im Geiste dachte er an die Cäsaren Antonius und Augustus, trachtete verlangend nach ihrem Reiche und sprach beinahe wie Alexander: dies und jenes und alles ist mein" [121]). In Friedrich II. sah man schon bei der Geburt im Anschluß an Vergils IV. Ekloge den Friedenskaiser, das Kind, das das goldene Zeitalter heraufzuführen bestimmt sei; mit den uralten Weissagungen der tiburtinischen Sybille pries Gottfried von Viterbo ihn als den künftigen Retter [122]), während die Kurie ihn als den „Hammer der Kirche", den Antichrist bezeichnete [123]). Seine Geburtsstadt bezeichnete er mit einem blasphemischen Anklang an die biblischen Worte „so bist Du, Bethlehem, Stadt der Marken, nicht die kleinste unter unseres Geschlechtes Fürsten" [125]). Kurz, die staufische Epoche kennt die ganze Wucht von Traum und Tat, Wirklichkeit und Sage. Das ganze Geschehen vollzog sich auch am Kaiserhof, Träger der staufischen Politik waren die Ministerialen, Reichsritter und reichsdeutschen Bischöfe. Sie haben des Kaisers souveräne Herrschaft bis nach Sizilien geführt und Namen wie Markward von Annweiler, Heinrich von Kalden, Haupt von Pappenheim, Konrad von Urslingen, Diepold von Schweinspoint und die Markgrafen von Hohenburg zeugen von dem weittragenden Herrschertum der Staufer. Sie alle waren

---

117) Toeche 349 ff.
118) Kantorowicz 370 f.
119) Toeche 467.
120) Kantorowicz 18.
121) Toeche 501.
122) Kantorowicz 9.
123) Kampers 4 ff.
124) ebd. 8.
125) Wolfram von den Steinen, Staatsbriefe Kaiser Friedrichs II. Breslau 1923. S. 70.

bereit, bis ans Ende der Welt zu gehen, wenn es der Kaiser gebot, wie es im „Rother" heißt (140). Dabei ist bezeichnend für den Geist dieser Epoche, daß Laien die Hauptträger kaiserlicher Politik waren, daß sich die Dichter um den Hof gruppierten und selbst siegelten und urkundeten. Die Kaiser, selbst Dichter, schufen diese eigentümliche Luft [126]). Von ihrem Hof aus gingen die Adern des neuen Weltbildes, und das Mainzer Hoffest 1184 ließ offen erkennen, daß staufischer Geist abendländischer Geist schlechthin bedeutete. Das Fest war wirklich ein europäisches Ereignis. Nicht weniger als 70 Fürsten zählte man hier, unter ihnen auch Landgraf Hermann von Thüringen, und unglaubliche Zahlen sprechen von 40 000—70 000 Rittern, die herbeigeeilt waren. Eine Stadt von Zelten und hölzernen Häusern erhob sich hier draußen vor Mainz, um mit Spannung die Schwertleite der beiden Barbarossasöhne zu verfolgen. Der schon 60jährige Kaiser ließ es sich nicht nehmen, sich an dem Riesenturnier selbst zu beteiligen. Es war ein stolzer Ehrentag für ihn, und der französische Dichter Guiot de Provins, der selbst anwesend war, verglich diesen Tag mit den Hoffesten des Ahasver, Alexander, Cäsar und Artus [127]). Heinrich von Veldeke hat mitten in seiner Erzählung dies Fest hervorheben müssen und des Kaisers Ruhm und Ehre für alle Zeiten daran zu knüpfen geglaubt:

den keiser Frederîke
geskiede sô menich êre
dat man iemer mêre
wonder dâ vane seggen mah
went an den jongesten dach
âne logen vor wâr.
et wert noch over hondert jâr
van hem geseget end geskreven,
dat noch allet es verholen bleven. (13244)

Der Vergleich mit dem Mainzer Hoffest wurde dem Dichter aufgezwungen bei der Darstellung der Krönung des Aeneas. Das aber ist das Bild des staufischen Festes selbst (12799—12874; 12917—12946; 12965—12982; 13100—13220). Frohen Mutes kleidete sich Aeneas, so heißt es hier, und zierte sich mit herrlichen Gewändern, würdig eines Kaisers. Es war für das große Hoffest an Ostern. Fünfhundert Ritter, die aus Tausenden erkoren waren, mit prachtvollen purpurnen, roten und grünen Samtgewändern, wählte er sich zu seinen Begleitern, so strahlende Männer, daß der Tag davon licht wurde, und der Blumenschein verblich. So ritt er nach Laurente hinein, dicht umdrängt von Pfeifern, Trommlern, Sängern und Saitenspielern. Als er in die Stadt einritt, da war sein Weg mit kostbarem Pfellel belegt, und zu beiden Seiten der Straße saßen und standen schöne Jungfrauen und mit ihnen die ganze Hofschar. Große Freude hub da an in des Königs Palast. Gesang und Saitenspiel ertönte und viele Ritter und Fürsten saßen fröhlich plaudernd bei den Frauen, die züchtig in Worten und Werken die teuersten golddurchwirkten Kleider trugen, auf denen helles Geschmeide und Edelsteine blinkten. Andere betrachteten sich die seidenbehangenen Kemenaten, den teppichbedeckten Estrich oder die mit Pfellel und Samt belegten Decken. Als der Tag der Hochzeit anbrach, kamen von allen Seiten die Fürsten herbei, auf Schiffen und auf

[126]) Die Hohenstaufen als Lyriker. Dichtung und Volkstum 36 (1935) S. 21 ff.
[127]) Toeche 30; Hampe 171; F. Schneider, Mittelalter, Lpz. 1929. S. 382.

Straßen. Die Spielleute und das fahrende Volk versäumten es nicht, fröhlich dabei zu sein und sich beschenken zu lassen. Dann krönte man Aeneas und Lavinia, worauf das Hochzeitsmahl begann. Jeglicher ging zu seinem Sitz, Reiche und Arme. Sie wurden reichlich bewirtet mit Speise und Trank. Nachher folgte die leichte Freude: Spiel und Gesang, Buhurt und Turnier, Pfeifen und Singen, Fiedeln und Orgeln und Saitenspiel. Keiner ging dabei leer aus; die milde Hand des Königs und aller Fürsten belohnte die Schar für ihr fröhliches Spiel mit unglaublichen Schätzen. Dann schieden alle wieder und verkündeten das Lob ihres Herrschers, jeder in seiner eigenen Sprache.

Kein Zweifel, das ist eine vollendete Darstellung kaiserlichen Glanzes, wie sie dem Dichter angesichts der großen Kundgebung des Abendlandes in Mainz aufgegangen ist. Niemals ist auch das Reich so symbolhaft in die Erscheinung getreten. Der hinreißende Glaube an das die Welt umspannende und repräsentierende Reich begann mehr und mehr die Gemüter zu fesseln und das geistige Leben von Barbarossa bis zu den letzten Staufern zu bestimmen, und dies war das stolzeste, daß der staufische Raum deutsch war. Die Dichtung hat sich daher in erhöhtem Maße jenes Reichsgedankens bemächtigt, wie er unter der Wucht der neuen Cäsaren aufbrach. Schon im „Rolandslied" steht alles unter dem Banner des Reiches [128]), nicht der „dulce France" wie in Frankreich; jeder ist ein „kint des rîches" (6976) und Olivier bekennt, hätte er tausend Häupter, er ließ sie sich alle abschlagen, eh er des Reiches Ehre schänden könne (6019). Die Treue wird auf das Reich bezogen (8769), wie der Verrat ein Schaden des Reiches ist (5726) und Verräter es verunreinigen (8995). Gerichtsverhandlungen werden gehalten, um die Ehre des Reiches zu wahren (8818 f.; 8883), und selbst wenn einer persönlich auftritt, steht er „vore theme rîche" (8795; vgl. 8746). Aber abgesehen von solchen Hinweisen, die zahlreich in den Epen sind, haben wir sogar eine wirkliche staufische Reichsdichtung, den „Willehalm", ein Werk, das in dieser Hinsicht nicht genug gewürdigt werden kann. Schon gleich die ganze Situation scheint staufisch zu sein: Hermann von Thüringen, der als Haupttreiber die Wahl Friedrichs II. betrieben, ist unzufrieden mit dem Kaiser und muß ihn zum Kreuzzug zwingen, damit jener sein bei der Krönung gegebenes Versprechen nicht versäume. Die Treue zu den Staufern bekundet aber der Dichter selbst in seiner politischen Gegenstellung zu den Welfen; mit leiser Ironie weist er auf die Schlappe Welfs in Tübingen hin (381, 26 f.) und auf die nicht rühmliche Kaiserkrönung Ottos IV. in Rom (393, 30 f.) [129]). Doch wichtiger als alle diese Andeutungen ist das Geschehen und der Sinngehalt des Gedichtes selbst. Am Anfang steht die Kosmogonie (1, 1 ff.), der hymnische Lobgesang der natürlichen Schöpfung, die staunende Bewunderung der Schönheit des Kosmos, nicht wie ihn die Heilsgeschichte, die Offenbarung oder die Lehre ihm verkündet, sondern die einfache Betrachtung all der Werke der Natur und seines Schöpfers. Mein Sinn hat dich gemerkt, bekennt der Dichter stolz, als ob er das spekulative Denken über Gott abweisen wollte. Schon darin vermögen wir den Atem der Zeit zu verspüren, der dann die Scholastik beeindruckte. Der ganze Anfang bedeutet, daß das einmalige Geschehen in die Sphäre des kosmischen Ganzen erhoben und dichterisch durchglüht wurde; das Reich

[128]) A. M. Weiß, Die Entwicklung des christlichen Rittertums. Studien zur Rolandssage. Hist. Jahrb. 1 (1880) S. 135 ff.
[129]) S. Singer, Wolframs Willehalm. Bern 1918 S. 4.

innerhalb des Weltgedankens erhielt hier weit über das Einzelgeschehen hinaus seine Apotheose. Aus dem Kampf des aquitanischen Großen gegen die einfallenden Heiden wird ein Reichskrieg um das letzte und höchste Symbol, die Krone. Aus der Verantwortung gegenüber Karl dem Großen, dem ersten Träger dieser Krone (158, 23; 182, 16; 180, 28) gilt es, das Reich vor der furchtbaren Gefahr zu retten, in die es durch den Einfall der Heiden geraten ist, oder zu heilen von der dumpfen Tatlosigkeit eines seiner Würde nicht bewußten Herrschers, Ludwigs des Frommen. Willehalm ist kein rebellierender Feudalherr, sondern der höchste Eiferer für das Reich, das nach seiner Erkenntnis Gefahr läuft, in Schmach und Unehre zu fallen. Drohend schon stehen die Horden heidnischer Völker an der Grenze, und ihr Sieg scheint kaum aufzuhalten zu sein. Tapfer halten sich die Barone gegen die Übermacht, und immer will sich der König und das Reich noch nicht melden, um eine wirksame Stütze zu leihen. Denn ohne das Reich keinen Sieg! Diese Erkenntnis veranlaßt Willehalm, selbst an den Hof Ludwigs zu reisen und den König zu Hilfe zu rufen oder ihn gegebenenfalls auch zu zwingen. Nach einem Zwischenfall in Orleans (112, 3 ff.) kommt er dann schließlich dort an (126, 21). Die Vorgänge, die sich nun abspielen, verdeutlichen in anschaulicher Weise, wie krank das Reich daniederliegt (126, 21 ff.). Keiner bietet Willehalm einen Gruß, obwohl eine große Menge Volkes sich dort herumtummelt. Sie sehen ihn verdutzt an, fliehen vor ihm, als er sich unter einem Ölbaum niederläßt. Ein ganz ungewöhnlicher Anblick scheint er zu sein, dieser Recke, und so ganz und gar dem geruhigen Treiben am Hofe fremd. Erbittert zieht sich der Held aus, wirft den Helm ins Gras, streift sein Hersenier ab und setzt sich struppig und mit verworrenem Barte vor die erstaunte Menge. Man meldet dem König den abenteuerlichen Besuch und bemerkt, daß er zwar einen rostigen Harnisch trage, doch sein Gewand teuer und reich, sein Pfellel unbekannt und sein „gereite" kostbares heidnisches Werk sei. Die Königin Irmgard erkennt ihn daran, und voll Schreck über den ungebetenen Gast gebietet sie, ihm die Türe zu weisen, und wie sie befahl, so tut man auch. Voller Zorn beschließt Willehalm, den zagen König zu erschlagen (139, 1), muß sich aber davon überzeugen, daß es nicht die richtige Art sei, dem Reich und seinen Vasallen zu helfen. Bei einem reichen Kaufmann findet er für die Nacht Unterkunft, und dieser selbst ebnet ihm am anderen Morgen die Wege zur Aufnahme an den Hof. Als das Volk hört, wer er sei, strömt es zu ihm, und Willehalm klagt ihnen die ganze Not: Undank müsse der Hof haben, dessen Hofgesinde einen Fürsten so schmählich empfange (140, 8 ff.). Der König, die Königin und alle Fürsten fühlen sich sichtlich verlegen, jede Heerfahrt ist ihnen verhaßt und peinlich, und sie wünschen den Gast lieber in Kanaa und in der eisigen Kälte Skandinaviens als hier (141, 11). Da hebt aber Willehalm selbst an und in seinem Zorn und in seiner ehrlichen Entrüstung über die Behandlung zwingt er das Reich wieder zu seiner Sendung und seiner Ehre. Vor dem König stehend beginnt er (145, 16): Ihr glaubt wohl, jetzt mächtig zu sein. Gab ich Euch die römische Krone, daß Ihr es mir mit so schwachem Lohne dankt. Das Reich stand doch in meiner Hand. Ihr seid derselbe, der Ihr damals ward, als ich Euch wider allen Streit der Fürsten zum Herrn des Reiches erkor. Willehalm betont dies noch öfter gegenüber dem König; nachdrücklich weist er darauf hin, daß der König ja seine ganze Kraft nur von i h m habe. Ohne i h n sei er nicht König, e r habe ihm das Reich überant-

wortet (159, 6). Da bekennt Ludwig, daß er ehedem ein schwacher Herr gewesen, der stets des Rates bedurft. Der Zorn ihm gegenüber sei in keiner Weise gerechtfertigt:

> ... ir wizzet, al mîn lant
> swes ir drinne gert, daz ist getân.
> ich mac gâbe und lêhen hân:
> daz kêrt mit fuoge an iuwern gewin. (147, 2.)

Das ist aber keine Antwort eines Königs; denn nicht um Lehen und Gut, nicht um Geschenke geht es hier, sondern um die Not des Reiches selbst. Ludwig hat das gar nicht begriffen. Er hat gar kein Gefühl mehr für die Not des Reiches. Immer wieder meint er, es sei damit Genüge getan, wenn er jedem nach seinem Willen gebe, was er braucht: Gaben, Lehen, Eigen (184, 11 ff.). Des „rîches hant", die austeilt und belohnt, gilt ihm höher als des Reiches Krone. Er glaubt gar, Wilhelm sei gekommen, um sich den Lohn zu holen für die Wahl; als sei das das einzige, was ihn bedrücke. Voll Scham über eine solche Zumutung reißt daher der Vasall dem König vor allen Fürsten die Krone vom Haupte und wirft sie zur Erde, so daß sie zerbricht. Die Königin ergreift er an den Zöpfen und hätte ihr das Haupt abgeschlagen, wenn nicht die Mutter dazwischengetreten wäre. Gewiß, König Ludwig wäre lieber zu Etampes, Paris oder Orleans gewesen als hier (148, 3 ff.). Symbolhaft steht jene Szene vor uns: denn wer so die Würde vergißt, verwirkt das Recht auf die Krone. Langsam dämmert in dem König das Gefühl der Schmach auf, daß er das Reich so im Stich lassen konnte, und er muß bekennen, daß er sich das selbst zuzuschreiben habe, weil er dem Erbe Karls des Großen untreu geworden (158, 23 ff.). Noch will er die dringende Not beraten, er zögert; darin ist er nicht Karls Sohn, der stets sofort zum Kampfe auszog; Ludwig ist daran, die Tugenden Karls zu verderben (179, 5; 182, 16). Es scheint, daß er ganz die Sendung des Kaisers vergessen hat: das Reich zu schirmen und seine Ehre zu mehren (182, 20), qualvoll genug, da seine eigenen Sippen und Magen schon verdarben (180, 7). Aber der Markgraf zwingt ihn dazu, er reißt die ganze Gesellschaft mit in den Wirbel des Kampfes, und nun hebt das Reich an und bricht auf, und zum Zeichen dessen hat der Dichter zu Beginn des V. Buches ihm wieder die kosmische Umrahmung gegeben (216, 3). Alles steht jetzt im Zeichen des Reiches, nun kann der Kampf wirksam beginnen und zu Ende geführt werden. Zwar zieht der König nicht selbst mit, aber er versichert dem Fürsten, daß er sich auf seine Ritterschaft verlassen kann:

> ir wizzet wol mîn beste kraft
> hinder mir ze tiuschen landen. (210, 28.)

Nun trägt der Markgraf des Reiches Fahne wieder stolz voran (212, 18); denn er weiß, daß alle hinter ihm stehen. Mit stärkster Betonung wird diese Tatsache hervorgehoben. Jetzt sendet sie der römische König zum Kampf, um die römische Ehre zu verteidigen (224, 22), Ludwig, der die römische Krone trägt, hat diese Ritterschaft ausgeschickt. Daher fragen die Heiden erschrocken, als sie die Reichsfahne erblicken, ob denn der König käme, der die römische Krone besitze, dann sei es mit ihrer Macht aus (337, 16). Schon dadurch allein hat der Markgraf des Reiches Ehre erstritten und gemehrt, und wie ein flammender Aufruf an alle stehen die Worte:

swes saelde niht verdirbet
der wert die roemschen edelkeit
mit ellenthafter arbeit. (300, 20.)

Immer gewaltiger steigert sich diese Atmosphäre. Der Kreuzzug tritt hinter diesem Willen zum Reich gänzlich in den Hintergrund. Was bedeutet auch die Toleranz, die das ganze Epos durchleuchtet, wenn es sich hier lediglich um einen Kreuzzug handelte! Aber es ist auch ein heiliger Krieg, nämlich um das höchste Symbol, um die Krone. Das enthüllt uns auch das Wesen dieser Dichtung, besonders verstärkt durch das Motiv und das Ziel der Heiden, das uns Wolfram vor Augen führt. Denn der heidnische Fürst Terramer will die römische Krone, ja, er behauptet in unverschämter Anmaßung, er stamme aus dem Geschlecht des Pompejus, der ja doch von der römischen Krone unrechtmäßig vertrieben worden sei:

zunrehte ist manec künic beliben
dâ sît ûf mînem erbe. (338, 30.)

meint er. Um diese scheinbar berechtigte Forderung zu unterstützen, stellt er den Heiden als Kriegsziel hin, Oransche, Paris zu zerstören, ihren Fürsten Terramer auf den Stuhl zu Aachen zu setzen, um dann nach Rom zu fahren und ihm die römische Kaiserkrone zu erwerben (339, 28; 450, 24). Gewiß ist das ein beliebtes Motiv, das auch im „Rolandslied" (7229) auftritt, und woher es auch Wolfram nimmt. Doch hat es Wolfram zur leitenden Idee ausgestaltet und nachdrücklichst betont. Nicht der Mythos des Kreuzes, sondern der Krone rückt damit in den Mittelpunkt, sie ist das Höchste, das unbestrittene Zeichen der Macht, das strahlendste Symbol des Weltherrschertums, und der Dichter stimmt mitten in der Betrachtung begeisternd in das Lob ein:

swer den keiserlîchen namen hât,
den die heiden nennent admirât
derst ouch vogt ze Baldac.
Terramêr der beider pflac,
er was vogt und admirât.
seht waz man roemschem keiser lât
ze Rôme an roemscher phahte.
hôch mit hôher achte
hât roemisch krône vor ûz den strît,
daz ir niht ebenhiuze gît:
sô scharpf ist roemisch krône ervorht.
swaz anderr krône sint geworht,
die ûf getouften houbten sint,
ir aller kraft gein dirre ein wint
ist: sine mugens et niht getuon. (434, 1.)

An der Begeisterung für ein solches Idol mußte der Widerstand der Heiden zerbrechen. Terramer mußte sich bald überzeugen, daß er jene Fahrt nach Aachen nicht unternehmen könne, da die meisten Fürsten gegen ihn aufgebrochen sind (396, 22), und nach der entscheidenden Niederlage schied er von römischer Erde, er, der soviel und oft von Rom sprach, wie der Dichter mit spürbarer Befriedigung feststellt (443, 28).

Damit endet diese interessante Reichsgeschichte, und es kann nicht bezweifelt werden, daß die Charakterisierung und Motivierung nur im staufischen Raum möglich war, schon allein durch den Hinweis auf die höfische Symbolik, die sich hier zur Reichssymbolik erweiterte. Aber noch ein anderes ist wichtig: im „Willehalm" tritt zum erstenmal dramatisch und bewegt genug der Mensch des staufischen Reiches in die Erscheinung. Das ist eine nicht zu leugnende Realität: es ist jener nationale und politische Typ, der uns so oft in dieser Zeit entgegentritt. Und dennoch hieße es, die Epoche verkennen, blieben wir bei ihrer fruchtbaren Mannigfaltigkeit an jenem Bildnis haften, ohne uns indes zu erinnern, daß sich das Reich in zahlreichen anderen Gestalten inkarnierte und schöpferisch die Seelen wandelte. Wir denken hier an Parzival und Tristan, die in ganz anderer Art den staufischen Menschen verleiben.

Diese Menschen sind aber vor allem und zuerst im Reich verhaftet, und dieses Reich steigerte in jener Zeit seine Sendung und seinen Traum in ein geradezu mystisches Imperium mundi. Es wird zum Gralskaisertum. Der Gral kennt wohl auch die Vogtei über die Christenheit (454, 27), sein Geheimnis und seine Herrlichkeit bleibt nur dem christlichen Herrscher vorbehalten. Jeder Versuch von heidnischer Seite, des Grales Macht in Kampf und Streit an sich zu reißen, wird zum Verhängnis (479, 13 ff.), ebenso wie es Terramer und Cosdroas' Sohn hat erfahren müssen (Eracl. 4651 ff.). Aber wie die Staufer ihre Macht und ihre Würde unmittelbar von Gott herleiten, so tut es auch der Gralskönig; ohne Vermittlung der Kirche, ohne Weihe durch den Papst kommt er zu dieser Kaiserstellung. Die Ritter und Diener des Reiches sind wie die staufischen Ministerialen Laien. Des Grales Wappen (474, 6) und Fahnen (501, 24) tragend, reiten sie durch die Lande auf Abenteuer und Gefahr, ohne Lohn zu heischen oder an die Mühe zu denken (468, 26 f.), setzen Leben gegen Leben und nehmen niemals Sicherheit und verwehren jedem Nichteingeweihten den Eintritt in des Grals Bezirk (492, 1 f.). Sie nehmen und sie geben Heil (494, 4). Nur die Besten stehen unter ihnen, streng ausgesondert, ohne Fehl, keusch, voller Zucht und Tugend (454, 27 f.; 493, 21 ff.). „Al des grâles diet daz sint die erwelten immer saelec hie unt dort an den staeten prîs die gezelten" (Tit. 44). Selbst die den Gral hegen, kommen schon als Kind an den Hof, und damit beginnt ihre Begnadung, dabei werden sie ohne Unterschied von Arm oder Reich und aus allen Ländern auserkoren (494, 5). Strenge Gesetze binden sie: die Templer müssen sich des Leichtsinnes entschlagen, ihre hochfahrenden Leidenschaften bezwingen (473, 1 ff.), auch dürfen sie nicht anders lieben als der Gral ihnen vorschreibt (478, 13). Außer dem König und jenen, die er über herrenlose Länder setzt, darf keiner sich ein Weib wählen (495, 1 ff.). Im übrigen verpflichtet sie das Geheimnis des Grals zu tiefstem Schweigen (819, 7). Der Gral bestimmt die einzelnen Könige über herrenloses Land — wie auch der Kaiser im Mittelalter darüber verfügen konnte (494, 7 f.; 495, 11; 818, 27). Der Gral selbst aber ist jener Stein, von dem sich alle nähren, Heil und Segen, Inbegriff der Saelde sowie der höchsten Macht (469, 3 ff.) [130]; auf ihm erscheinen die Gesetze und Sprüche in seltsamer Inschrift (470, 23). Nichts vermag das Weltkaisertum der staufischen Epoche in so gewaltiger Symbolik zu offenbaren wie diese Idee. Wie dort der

[130] Die Literatur über die märchenhafte und mystische Bedeutung des Grals, siehe bei Ehrismann II. 2. 249 ff.

Gral selbst als das unerschütterliche Symbol der Herrschaft und Gnade gezeichnet ist, und wie er später als Stein von Lucifers, des höchsten Lichtengels, Krone galt [131]), so erscheint hier die deutsche Krone mit dem Waisen, der mit dem gleichen Nimbus umgeben war; die Inschrift aber ist das Gesetz, an das alle Herrscher gebunden sind, und das zu wahren vornehmste Aufgabe war. Nicht zuletzt mag auch daran erinnert werden, daß zum Krönungsschatz des deutschen Königs die hl. Lanze gehörte mit jener kostbaren Reliquie vom Kreuze Christi (Nagel), die in ihrer Heiltumskraft mit dem Speer des Amfortas vergleichbar [132]). Weiterhin fehlt dem weitgespannten Herrschaftsraum nicht das Volk, das berufen ist, Träger der imperialen Krone zu sein. Denn ein ganz bestimmtes Land versieht diese Sendung: das Regnum teutonicum oder Anschauwe (455, 12). Dort steht die Burg, die voller Wunder und Pracht ist, die höchste Burg des Reiches: Muntsalwäsche, und darin wahrt man den Gral. Die staufischen Cäsaren kannten die Wirklichkeit dieser Symbolik; auf Trifels in der Pfalz lagen ja zur Zeit Heinrichs VI. die Insignien des Reiches, und in den prachtvollen Kemenaten beherbergte man die normannischen Reichtümer, gleichsam als sei die Burg die vornehmste Mitte des Reiches [133]). Das also war des Erdenwunsches höchster Traum und hehrstes Ziel (254, 27). Wer dieses besaß, galt als der göttliche Herrscher der Welt, als der Kaiser des Sacrum Imperium. Sein Symbol ist das Heil, aus dem die höchste Erdenseligkeit entsprießt, und ein Segen, der fast dem himmlischen gleichkommt (238, 21). Ihm müssen die reichen Wunder der Welt dienen, und des Heiles Krone strahlt sieghaft von dem Haupte des unvergleichlichen Herrschers, des wertesten von allen Königen (254, 17 ff.). Sein Ruhm überfliegt alles, was auf Erden lebt und seinem höchsten Wunschtraum unterwirft sich das Zahme und das Wilde (252, 5). Was der Planeten Lauf umkreist, und was ihr Schimmer überglänzt, das erst ist seines Zieles Grenze, die seine Macht erreichen kann (782, 18 f.). Und Parzival ist es, der auszieht, um das Kaisertum zu erlangen; denn er ist dazu erkoren. Uralte Kaisermystik steht schon vor seiner Geburt. Wie Alexanders und Friedrichs II. Mutter [134]) schrecken Herzeloyde vor der Ankunft Parzivals ungeheuerliche Träume; vom Sternenblitz getroffen fährt sie in die Lüfte, wo zahllose Flammen in mächtigem Glutenkreis um sie züngeln und ihre Zöpfe sengen, indes das dumpfe Grollen des Donners die Luft durchtost. Als dieses Schreckbild dann entweicht, taucht ein neues auf; es ist ihr, als gebäre sie einen Drachen, der ihr den Mutterschoß zerreiße und den sie an ihren Brüsten nähren müsse (103, 25 ff.). Alles deutet auf die Geburt des Helden hin, und als er dann schließlich das Licht der Welt erblickt, ist sein Gliederbau so stark, daß es Herzeloyde fast das Leben kostet (112, 5 ff.). Der Welt aber erschien „die Blume der Ritter" (109, 11) so strahlend wie die „Blume des Erdkreises", Heinrich IV. (Gottfried von Viterbo). Staunend betrachteten die lichten Ritter im Walde von Soltane den Knaben als den schönsten Menschen seit Adams Zeiten (125, 12 ff), und man preist ihn als ein wundersames Gebilde des Schöpfers (148, 19 ff.), feiert seinen schönen Leib, den reinen und milden Adel, der ihm aus den Augen leuchtet. Er ist die Erfüllung

131) Simrock, Wartburgkrieg 4, 143 ff. Stuttgart u. Augsburg 1858.
132) Über die hl. Lanze A. Hofmeister, Die hl. Lanze, ein Abzeichen des alten Reiches. Breslau 1908.
133) Fr. Sprater, Wo liegt die Gralsburg? Unsere Heimat. Blätter für das saarländisch-pfälzische Volkstum H. 11 (1937).
134) Vgl. Alex. 175 f.; Kampers 51; Kantorowicz 10.

der Zeiten, der Erlöser, der alle Welt froh machen muß, das Heil, das dem Volke erschienen ist; wenn er einmal den Thron besteigen wird, dann ist der Tag des Heiles angebrochen; neben dem Heilandskaiser steht die Mutter Herzeloyde-Maria, die jene Frucht zur Welt gebracht hat (164, 12 ff.; 168, 24 ff.; 253, 22; 793, 20), also „die göttliche Mutter", wie Friedrich II. Konstanze selbst genannt hat [135]). Adel und Schönheit schaffen also dem Helden ein Vorrecht in der Welt, doch der Anspruch auf den Gral gründet sich weiterhin auf Geburt und Geschlecht. Mit starker Betonung hebt Wolfram jede Verwandtschaft hervor, um das Geschlecht des Helden möglichst zu rühmen. Sinn und Wandel liegen schon in der Erbsubstanz: darum auch der Stamm jener strahlenden Minner, aus dem Gawan stammt (585, 5 ff.). Parzivals Ahnentafel ist die wertvollste. Schon sein Vater leitet sich von berühmten Vorfahren her (56, 5 ff.), und weil diesem Geschlecht als unzerstörbares Merkmal die Treue innewohnt (Tit. 82, 3), beschwört der sterbende Gahmuret noch einmal das edle Geblüt seiner Glieder (Tit. 146). Auch hat sich das väterliche Erbe wundersam und folgerichtig genug in Feirefiz offenbart. Schwarz und weiß wie seine Eltern wandelt er geradezu als herrliches Symbol der Vererbung durch die Welt. Von Mutters Seite aber stammt Parzival von dem herrlichsten Geschlecht ab, von den Gralskönigen, und diese Abstammung drückt sich in dem Antlitz des künftigen Herrschers so stark aus, daß Trevrizent in seinen Zügen staunend die Verwandtschaft mit Frimutel bemerkt (474, 21). Hier gehört er als Glied eines weitreichenden Stammes hin, dessen ältester Sohn stets die Königswürde erhält (478, 4) und dessen Ahnentafel Wolfram mit ebensolcher Lückenlosigkeit erzählt, wie die staufischen Historiker diejenige ihrer Herrscher, als Zeichen der abendländischen Kaiserfamilie. Das Gralskaisertum in den Händen eines ruhmvollen Geschlechts, dessen einzelne zahllose Mitglieder alle Länder des weitgespannten Reiches beherrschen, war damit die Erfüllung jenes Traumes vom Erbreich des Imperiums, wie es Heinrich VI. versucht, aber nicht erreicht hat [136]). Geschlecht und Geblüt bedeutet jedoch nicht müßiges Abwarten des Erbes, sondern höchste Verantwortung. Wer so wie Parzival begnadet ist, trägt auch die ganze Wucht der Stunde, die Schwere des Ganges. Niemals darf er der Ordnung entraten. Daß er Ither tötet, ist seine erste und größte Schuld; denn jener ist sein Verwandter, und Verwandtschaft verpflichtet. Er hat der Sippe Stamm verkannt (499, 14). Statt zu erlösen, vernichtet er, statt zu heilen, schweigt er bei Amfortas; und doch ist das sein Beruf. Aus der Vereinzelung gegenüber der Welt und den Menschen, aus der Vereinsamung gegenüber Gott weist ihn Trevrizent heraus: er stellt ihn wieder in die verantwortungsbewußte Gemeinschaft des Grals und in den christlichen Ordo. Damit ist der Weg frei, der zum Gipfel führt, zum Herrschen. Diesen Gipfel hat er allerdings nur in Kampf und Streit, in dem ewigen Streben um das Gewaltigste gewonnen, oft seinem Gott zürnend und trotzend. Nur heiße Mühe gab den Lohn; er mußte ihn ertrotzen, wenn er auch dazu berufen war [137]). So ist das Herrschertum nicht nur Begnadung, sondern erfordert auch die gefährlichste Tat: das Ringen mit Gott um die Gnade: „Ich lasse nicht, du segnetest mich denn." Über aller Schwere erlittener Nöte, über alle Duldungen hinweg bleibt Parzival sich darin treu, beständig nur das Auge

---

135) Wolfram v. d. Steinen 70.
136) Hampe 189.
137) Naumann, Stauf. Ritter 82 f.

auf das Ziel geheftet, unverzagt in den dunkelsten Wirrnissen seines Wandels. So fällt ihm die höchste Krone zu: das Weltkaisertum, und mit ihm ist seine ganze Familie erkoren. Sein ältester Sohn Lohengrin erbt die Gralswürde und wird zum Nachfolger bestimmt. Kardeiss aber erhält die Erbschaft: Waleis, Norgals und Anschauwe mit den Hauptstädten Kanvoleis, Kingrivals und Bealzenan. Die Fürsten werden sofort aufgefordert, aus seiner Hand die Fahnenlehen zu nehmen, worauf er zum König gekrönt wird (803, 1 ff.).

So erforderte also das Reich von dem Inhaber der Insignien nicht Macht, — so etwas gab es im Mittelalter nicht, wenigstens nicht im Sinne der Selbstbehauptung — sondern die seelische Größe: Schönheit und Adel, Geburt und Geblüt, Gnade und Berufung, Tat und Wille. Ihnen gegenüber verblaßt die Aufzählung der Tugenden wie Milde, Freigebigkeit, Gerechtigkeit zu selbstverständlichen Formen. Im Frühmittelalter haben sie den größten Raum bei der Betrachtung des Kaisertums eingenommen, jetzt aber entschied die Größe überhaupt. Aufgebrochen ist sie bei den Staufern, deren glühende Unbedingtheit in Wort und Wille bisweilen zum Wunder reift. Mit Parzival haben sie den Traum der Ferne, den Traum der höchsten Erdenseligkeit geträumt, bis zu dem Knaben Konradin, dessen Blick in die blauen Himmel des Südens nicht die Glut des Herrschertums verhüllen konnte. Im Parzival hat die Zeit ihre geheimsten Wünsche geäußert und verraten, nicht so mystisch und deutelnd wie bei den Joachimiten das „Dritte Reich", aber auch weit wärmer und der Existenz des Kaisertums noch lebendiger gegenüberstehend als das nüchtern-hohe Pathos des einsamen Dante.

Immer wieder schimmert durch das Ganze der staufische Mensch, der Mensch jenes Reiches. Fehlt ihm auch das weitausschauende Auge des Suchers und Herrschers wie Parzival, so genügt doch auch schon die zeitlich bejahende Seele, das Leben im Hier und Jetzt, wie es Tristan darstellt. Berauschend hat der Dichter auch diesen Jüngling gemalt. Tristan ist ein „saeligez kint" (3039) und:

ezn gesach nie man von kinde
die saelde, die man an im gesach. (3744.)

Sie strahlte aus dem ganzen Leib; denn nie hat auch Gott eine derartige Figur geschaffen (11204). Sein roter Mund, sein feines Antlitz, sein klares Auge, seine braungelockten Haare, seine schönen Hände und das Ebenmaß seiner Glieder verkünden das Lob und den Ruhm der Vollkommenheit (3334 ff.). Was die Natur an ihm gewirkt, hat die Erziehung noch an ihm gerundet. Er ist in allem gebildet und geschult, ein vollendeter Jäger, der alle Arten des Jagdsportes kennt; er spielt die Harfe, dichtet und erfindet schöne Lieder und Melodien, die er dann in englischer, französischer und lateinischer Sprache singt (3496 ff.), so daß der ganze Hof König Markes staunend vor dem Knaben steht:

ein vierzehnjährec kint
kan al die liste, die nu sint, (3719)

und dieser Knabe steht auf wie das Kind von Pülle, ein „lantloser" Junge (5868), verachtet, verstoßen, um das Land seiner Väter zu erringen und zu säubern. Wahrhaftig, er ist ein „keiserlicher man" (6618) und darin drückt sich die Vollendung aus.

Mit Willehalm, Parzival und Tristan aber ist der große Kreis des stau-

fischen Denkens geschlossen. Die Wirklichkeit des Reiches erfuhr hier eine nie gesehene Verklärung, ein seltenes Wechselspiel von Dichtung und Geschichte, von Traum und Tat, von Herrscher und Dichter. Nachdrücklicher denn je wurde der kaiserliche Name zum höchsten Begriff, und reich genug hat sich die Dichtung des kaiserlichen Bildes bedient, um das Größte, Schönste und Herrlichste auszudrücken. So reiten die Ritter kaiserlich daher (Trist. 692), in kaiserlicher Haltung (Or. 1268), tragen einen kaiserlichen Leib (Trist. 1028), sind „aller keiser genoz" (Trist. 4045) an rechter Ritterschaft oder an edlem Geblüte (Trist. 6142), ihre Tapferkeit ziemt den kaiserlichen Truppen (Will. 385, 19). Sie besitzen kaiserliche Rüstung (Will. 416, 21) und kaiserliche Habe (Trist. 4473), und ihre Gewänder sind kaiserlich geschnitten (Trist. 11212), selbst der Fischer im „Orendel" hat eine Burg, die nur dem Kaiser ebenbürtig ist, (593), und der Kaufmann im „Willehalm" bringt einen guten Trunk zu Tisch, „daz gezaeme dem keiser ze bieten" (134, 1). Die Frauen haben einen kaiserlichen Gang (Trist. 710), tragen „keiserlich gesmîde" (Or. 1221) oder Gürtel, wie sie keine Kaiserin besitzt (Trist. 10820). Sie geben kaiserliches Almosen (Rudolf Gb 12). Im „Titurel" ist die Sehnsucht Gahmurets so stark, daß es der römische Kaiser nicht hätte wenden können (86, 3). Diese letzteren Hinweise führen unmittelbar aber hinüber zu der Formel vom römischen Reiche selbst, wie sie so häufig in der Literatur auftritt. Sie bedeutet, daß man mit dem Höchsten, was die Welt besitzt, mit dem römischen Kaiser und seinem Reich, nicht tauschen mag, aber auch anders: daß man gerne das Höchste, das Reich, hingäbe für ein jeweiliges Ideal [138]). Von Rudolf und Irmgard heißt es, als sie ihre Brautnacht erlebten: „das groze kunicriche nemen sie niht vur eine naht" (Rudolf Ib 16) [139]) und ähnlich lautet es im „Eraclius":

uf einem strô was ir baz
dâ sie bî im lac ode saz
danne mit aller zierheit,
die ûf des keisers bette was geleit. (4395.)

Das Reich will man auch lieber „verswern und mîden" (Eracl. 3049), als auf ein noch so kleines, aber scheinbar augenblicklich Höchstes zu verzichten. Als Tristan durch den Kampf mit dem Riesen Urgan sich das Hündlein des Herzogs Gilan erwirkt, um es als höchstes Geschenk und Andenken Isolde zu senden, da heißt es:

ern haete waerliche
Rome und elliu riche,
elliu lant und elliu mer
derwider niht gahtet ein ber. (16265.)

So spricht sich auch in diesen Vergleichen das Ansehen und die Achtung des Reiches aus, als des höchsten Ideals, das die Christenheit kannte. Überall steigerte sich der ungeheure Raum und wuchs in Höhe und Tiefe; in Menschen, Ländern und Reichen war der Atem staufischen Geistes spürbar und weste selbst in den kleinsten Winkeln. Die klassische Dichtung der Epoche hat alle Brechungen jenes Geistes aufgefangen, nun aber in deutscher Sprache, mit dem Wort und Wissen eines durch seine nationalen Kaiser gehobenen

---

138) Naumann, Stauf. Ritter 112 ff.
139) vgl. auch Heloïse an Abälard. Reclam Nr. 3288—3290, S. 79.

Volkes. Die Dichtung war unzweifelhaft deutsch und abendländisch geworden, und gerade der letzteren Möglichkeit haben die Staufer die Wege geebnet.

Die Staufer haben also den Deutschen diese Dimension gegeben. Es ließ sich nicht mehr verheimlichen, daß diese Herrscher der Welt die Überlegenheit der Deutschen gezeigt und mit ihrer kriegerischen Tüchtigkeit allen umliegenden Völkern Schrecken eingejagt haben, wie die Chronik von St. Blasien berichtet [140]), und der rheinische Mönch Cäsarius hat mitten in seinen wunderbaren Berichten die Wucht diese ungeheuren Reiches gezeichnet [141]). Welthaft und weiträumig war der Deutsche geworden und mit berechtigtem Stolz betrachtete er das Imperium, das von dem nördlichsten bis zu dem südlichsten Meere reichte. Wenn ein Deutscher Bischof, von den Wundern des klassischen Italiens begeistert, voller Stolz bemerkt: „Man braucht das Herrschaftsgebiet der Deutschen nicht mehr zu verlassen, um alles das zu sehen, was die römischen Dichter mit soviel Mühe beschrieben hätten“ [142]), so bekundet sich darin echter, staufischer Geist, der seinen plastischen Ausdruck im Bamberger Reiter gefunden hat: national und universal zugleich.

---

[140]) Toeche 474.
[141]) Dial. miracl. X, 23 ed. Strange Bd. II, S. 235.
[142]) Kantorowicz 24.

ANMERKUNGEN.

Die ausgedehnte Literatur möge man bei Ehrismann und Schneider nachsehen. Außer den unten angegebenen Werken folgen in den Anmerkungen noch weitere.

TEXTE.

Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht hrsg. von K. Kinzel. Halle 1884.
Rolandslied hrsg. von K. Bartsch. Deutsche Dichtungen des Mittelalters Bd. III. Lpz. 1874.
Kaiserchronik hrsg. von E. Schröder. M. G. H. Dt. Chron. Bd. I. Han. 1892.
König Rother hrsg. von H. Rückert. Deutsche Dichtungen des Mittelalters Bd. I. Leipzig 1872.
Salman und Morolf hrsg. von Fr. Vogt. Halle 1880.
Münchner Oswald hrsg. von G. Baesecke. Breslau 1907. German. Abhdl. H. 28.
Orendel hrsg. von A. E. Berger. Bonn 1888.
Herzog Ernst hrsg. von K. Bartsch. Wien 1869.
Graf Rudolf hrsg. von Craus, Mittelhochdeutsches Übungsbuch. Germ. Bibl. II. Reihe. Bd. II, Heidelberg 1912, S. 54 ff.
Herbort von Fritzlar, Liet von Troja hrsg. von K. Fromman. Quedl. u. Lpz. 1837.
Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter hrsg. von K. Bartsch. Quedl. und Lpz. 1861.
Athis und Prophilias hrsg. von Craus, Mittelhd. Übungsbuch. S. 72 ff.
Eraclius hrsg. von H. Graef. Qu. u. F. 50. Straßb. 1883.
Morant und Galie hrsg. von Lachmann, Kleine Schriften I. Bln. 1876. S. 532 ff.
Servatius hrsg. von P. Piper. Deutsche National-Literatur. Bd. IV. Höf. Epik I. S. 79 ff.
Erek und Iwein bearb. von H. Naumann und H. Steiniger. Höf. Epik Bd. III. Deutsche Literatur hrsg. von Kindermann. Lpz. 1937.
Gregorius hrsg. von H. Paul. Halle 1929.
Armer Heinrich hrsg. von E. Gierach. Germ. Bibl. Bd. III. Heidelb. 1925.
Parzival hrsg. von K. Lachmann.
Willehalm hrsg. von K. Lachmann. } Bln 1897
Titurel hrsg. von K. Lachmann.
Tristan und Isolde hrsg. von Fr. Ranke Bln. 1930.
Moritz von Craun hrsg. von E. Schröder in: Zwei altdeutsche Rittermären. Bln. 1920.
Thomasin, Welscher Gast hrsg. von H. Rückert. Quedl. u. Lpz. 1852.

LITERATUR.

Bulst, W., Politische und Hofdichtung bis zum hohen Mittelalter. Dt. Vj. f. Lit. und Geistesw. 15 (1937).
Dempf, A., Sacrum Imperium. Mch. u. Bln. 1929.
Denecke, L., Ritterdichter und Heidengötter. Lpz. 1930.
Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters II. Teil 1. 2.
v. Eicken, H., Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Stuttg. und Berlin 1913.
Grammel, E., Studien über den Wandel des Alexanderbildes in der deutschen Dichtung des 12. u. 13. Jh. Diss. Frankfurt 1931.
Hampe, K., Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. Lpz. 1929.

Hashagen, J., Über die ideengeschichtliche Stellung des staufischen Zeitalters. Dt. Vj. f. Lit. u. Geist. 9 (1931).
Hugelmann, K., Nationalstaat und Reichsgedanke im deutschen Mittelalter: „Die Welt als Geschichte" 4 (1935).
Kampers, F., Vom Werdegang der abendländischen Kaisermystik. Lpz. Bln. 1925.
Kantorowicz, E., Kaiser Friedrich II. Berlin 1931.
Knorr, F., Wolframs „Parzival" und die deutsche Reichsidee. Zeitschr. f. Deutschkunde 50 (1935).
Menge, K., Kaisertum und Kaiser bei den Minnesängern. Köln 1880.
Naumann, H., Der staufische Ritter. Lpz. 1936.
— Wandlung und Erfüllung. Stuttg. 1933.
— Der wilde und der edle Heide. Ehrismann-Festgabe. 1925.
— und G. Müller, Höfische Kultur. Halle 1929.
Rauschen, Die Legende Karls des Großen. Lpz. 1890.
Schneider, Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung, Heidelb. 1925.
Spörl, J., Grundformen hochmittelalterlicher Geschichtsanschauung. Mch. 1935.
Toeche, Th., Kaiser Heinrich V. Lpz. 1867.

Lebenslauf.

Als Sohn des Kaufmanns Edmund Klassen und seiner Ehefrau Angela, geb. André, wurde ich am 24. 3. 1909 zu Saarbrücken geboren. Ich besuchte dort die Volksschule, dann von 1920 bis 1929 das Reform-Real-Gymnasium, wo ich mit dem Abitur abschloß.

Nach anfänglich theologischem Studium studierte ich Deutsch, Geschichte, Philosophie, Archälogie, Latein und Erdkunde auf den Universitäten Berlin, Frankfurt, Göttingen, Freiburg und Bonn. Meine Lehrer waren die Herren Professoren Petersen, Hildebrandt, Elze, Breysig, Kommerell, Kantorowicz, Platzhoff, Otto, Hessel, Brandi, Thiersch, Wilhelm, Witkop, Funk, Heimpel, Ritter, Dragendorff, Naumann, Obenauer, Quint, Braubach, Holtzmann, Oertel, Becker, Behn, Waibel, Stickel. Ihnen allen sei gedankt.

Zu ganz besonderem Danke bin ich meinem Lehrer und Referenten Herrn Professor Dr. Hans Naumann verpflichtet, der mir die Anregungen zu dieser Arbeit gegeben und wertvolle Wege für die Zukunft gewiesen hat.

Ernst Klassen.